

UNIVERSITÄT BAYREUTH

2/00

spektrum

BERICHTE-INFORMATIONEN-MEINUNGEN



Editorial



Präsident der Universität Bayreuth
Prof. Dr. Dr. h.c.
Helmut Ruppert

In diesen Sommertagen des Jahres 2000 werden überall Feste gefeiert, sie dienen dem Vergnügen des Einzelnen, aber auch der Identifikation mit einer Institution oder Organisation. Auch die Universität Bayreuth feiert in diesen Wochen mit einem Campusfest und den Tagen der Forschung. Sie hat einen besonderen Anlass: Die UBT hat vor 25 Jahren ihren Lehrbetrieb aufgenommen. Mit ihrem Programm wendet sich die Universität Bayreuth an ihre Professoren und alle Mitarbeiter, an ihre Studierenden und ihre Absolventen sowie die Bürger aus nah und fern. Sie alle haben Gelegenheit, wieder einmal einen gezielten Blick auf eine Auswahl von Attraktionen der Universität Bayreuth zu werfen und miteinander das Gespräch zu suchen.

Eingeladen worden sind insbesondere auch die Alumni der Universität Bayreuth, die Absolventen, die heute im Berufsleben stehen und von ihrer Ausbildung an der Universität Bayreuth profitieren. Die Universität Bayreuth hält mit ihnen enge Kontakte der Fort- und

Weiterbildung und des gemeinsamen Gesprächs.

Unterstützt werden die Veranstaltungen auch durch die Teilnahme der Förderorganisationen der Universität, z.B. dem Universitätsverein oder dem Internationalen Club für die Universität Bayreuth.

Das Zusammengehörigkeitsgefühl trägt viel zur Identität der Universität Bayreuth bei. Das Wissen, für eine Universität zu arbeiten und an einer Universität zu studieren, die sich mit großem Erfolg der fachübergreifenden Forschung als wesentliches Kriterium verschrieben hat, und die in der Lehre eine hervorragende wissenschaftliche und berufliche Ausbildung garantiert, erfüllt uns mit Stolz.

Die Kontakte der Universität Bayreuth nach außen – in die Wirtschaft und in die Gesellschaft – sind von besonderer Bedeutung. Sie zeigen, dass sich die Universität Bayreuth nicht zurückzieht, sondern den offenen Diskurs führt und sich für die Region verantwortlich fühlt.

Begegnungen dürfen aber nicht nur im regionalen Bereich stattfinden,

wir müssen vielmehr auch offen für die internationale Begegnung sein. Die Universität Bayreuth nimmt herzlich ihre ausländischen Studierenden auf und betreut sie intensiv. Ganz wesentlich aber ist auch, dass die Universität Bayreuth zu einem wissenschaftlichen Ziel für ausländische Wissenschaftler geworden ist. Eine kürzlich veröffentlichte Statistik der Alexander von Humboldt-Gesellschaft zeigt, dass die Universität Bayreuth in Relation zur Zahl ihrer Professoren einen Spitzenplatz unter den deutschen Universitäten einnimmt, die von den Alexander von Humboldt-Stipendiaten und -Preisträgern für ihre Forschungstätigkeit ausgewählt worden sind.

Die Hochschulleitung der Universität Bayreuth wünscht uns allen fruchtbare Gespräche und zukunftsorientierte Kontakte mit guten Ideen und weitreichenden Plänen.

Ihr

Titelbild Impressum



High-Tech und noch (fast) unberührte Natur: Ein Blick auf den Campus.

(Foto-AG des Graf-Münster Gymnasiums.)

Berichtigung:

Das Titelbild der Ausgabe 1/00 wurde von Marion Ernst aufgenommen, nicht von Sven Semmelmann.

Herausgeber:

Der Präsident der Universität Bayreuth

Redaktion: Pressestelle der Universität Bayreuth / Jürgen Abel, M.A. (verantwortlich)

Anschrift: 95440 Bayreuth

Telefon (09 21) 55-53 23/4

Telefax (09 21) 55-53 25

pressestelle@uni-bayreuth.de

<http://www.uni-bayreuth.de>

Graphische Gestaltung:

Evi Remer/Bernd Schröder

Fotos:

J. Abel, Dr. K.-F. Kühner

Auflage: 4000 / dreimal jährlich

Druck: Lorenz Ellwanger

Maximilianstraße 58/60

95444 Bayreuth

Telefon (0921) 500-0

Kürzungen und Bearbeitung eingesandter Manuskripte behält sich die Redaktion vor.

Alle Beiträge sind bei Quellenangaben frei zur Veröffentlichung.

Belegexemplare sind erwünscht.

Inhalt

Campus

Fränkische Amtskalender Kleinod in der Bibliothek

Alle profitieren: Masters-Börse

Ein tolles Angebot der Uni Bayreuth

Neun Monate Leben in einem Traum

Qualitätsmessung: Ein Instrument zur Verbesserung der Lehre?

Musik verbindet

Mit Goethe, Nietzsche und Kafka in gegensätzlichen Kulturen

Aus den Fakultäten

Engagierte Bemerkungen

Bayreuth bei FORWIN dabei

Artificial Life in der Ökosystemforschung

Lehren will gelernt sein

Mit MACRO auf Napoleons Spuren

Die verkaufte Wahlstimme

Kulturkämpfer gegen ethnische Konflikte

Rechtskultur und europäische Integration

Der Einzelhandel rund um den Sternplatz

Neu und zukunftssträftig

Neue Konzepte der Geschichtswissenschaft

Lehre und Forschung

Subjektive Gesundheitskonzepte jugendlicher Sportler

NO BELEHRUNG

Vom Sklaven zum Despoten

Religion heute

Religion und Staat in Asien

Schmetterlinge als Modellorganismen

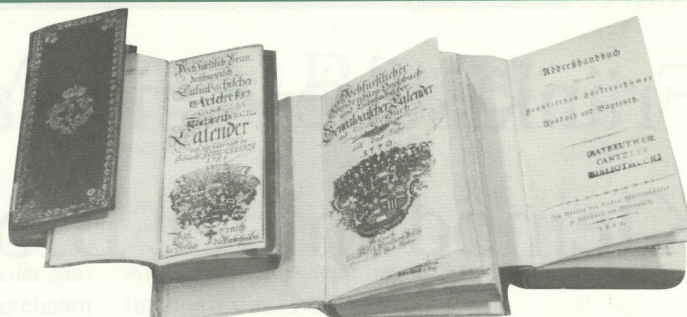
Interview

„Physik am Samstagvormittag“

Die nächste Ausgabe von SPEKTRUM erscheint als Jubiläums-Special zum 25-jährigen Lehr- und Forschungsbetrieb der Universität im November mit Rück- und Ausblicken.

Redaktionsschluss:

Für die dann folgende die Ausgabe 1/2001 ist Freitag, 16. Januar 2001.



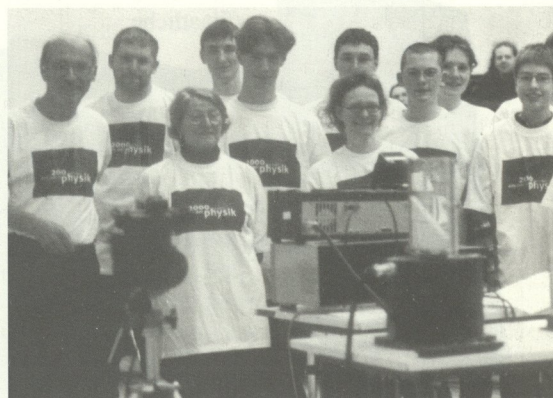
Fränkische Amtskalender... S. 4



Religion und Staat in Asien... S. 44



Kulturkämpfer gegen ethnische Konflikte... S. 24



Physik am Samstagvormittag... S. 47

Fränkische Amtskalender Kleinod in der Bibliothek

Rainer Maria Kiel

Territoriale Amtskalender, die sich in Deutschland zu Beginn des 18. Jahrhunderts mit Titelformulierungen wie Adreß-, Hof-, Schreib-, Staats- oder genealogischer Kalender als eigene Schriftengattung etablierten, sind für den Historiker eine wichtige Quelle. Sie enthielten nicht allein den eigentlichen Jahreskalender, sondern unterrichteten auch über Verkehrsverbindungen, über Messen und Märkte, über Maße, Gewichte und Währungen. Sie boten genealogische Informationen über europäische Fürstenhäuser und über das regierende Haus des eigenen Territoriums. Sie gaben vor allem detaillierte Auskunft über Gliederung und Personal des jeweiligen Hofstaats, der Regierung und ihrer Behörden, der nachgeordneten Verwaltungseinheiten, der Geistlichkeit und des Militärs. Amtskalender dienten somit traditionellen, höfisch-zeremoniellen und statistisch-staatswissenschaftlichen Zwecken. Vom Staat initiiert und gefördert, erhielten sie sehr rasch offiziellen Charakter.

Als Schrifttum des täglichen Gebrauchs unterlagen die Amtskalender hohem Verschleiß. Auch wurden sie erst spät von Bibliotheken als Sammelgut anerkannt. Komplette Reihen territorialer Amtskalender finden sich deshalb äußerst selten. Die Amtskalender der fränkischen Fürstentümer Ansbach und Bayreuth, die in keinem Archiv und keiner Bibliothek lückenlos vorhanden sind, liegen nun dank der Zusammenarbeit von sechs Institutionen (Staatliche

Bibliothek Ansbach, Universitätsbibliothek Bayreuth, Sächsische Landesbibliothek Dresden, Universitätsbibliothek Erlangen, Staatsarchiv Nürnberg und Historischer Verein für Oberfranken) als Mikrofiche-Edition erstmals geschlossen vor. Für die Erforschung der fränkischen Landesgeschichte geht damit ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung. Angeregt hatte das Projekt Dr. Rainer-Maria Kiel von der Universitätsbibliothek Bayreuth. Er stellte aus den verschiedenen Provenienzen auch die Vorlagenbände zusammen. Für Verfichtung und Vertrieb zeichnet der Harald-Fischer-Verlag, Erlangen, verantwortlich.

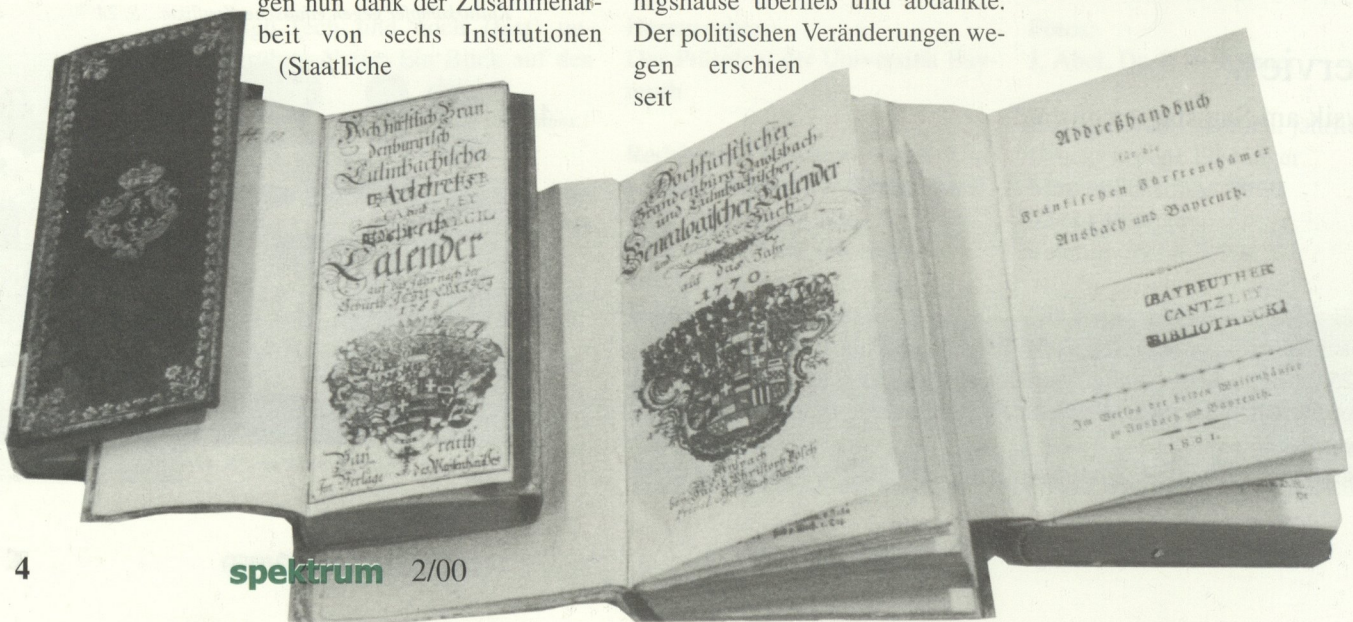
Die Mikrofiche-Edition vereinigt die Amtskalender des Markgraftums Brandenburg-Ansbach (1737-1769; Jgg. 1758 und 1759 wohl nie erschienen) mit denen des Markgraftums Brandenburg-Kulmbach bzw. Brandenburg-Bayreuth (1738-1768). Nach dem Tode des letzten Bayreuther Markgrafen (1769) wurden beide Fürstentümer vom Ansbacher Markgrafen Karl Alexander regiert, bis dieser sie Ende 1791 dem preußischen Königshause überließ und abdankte. Der politischen Veränderungen wegen erschien seit

1769 kein eigener Bayreuther Amtskalender mehr. Zwischen 1770 und 1791 gab man für die in Personalunion regierten Fürstentümer einen gemeinsamen Amtskalender heraus. Unter preußischer Herrschaft setzte man diese Tradition fort, verzichtete aber auf eine jährliche Erscheinungsweise. Der Übergang beider Territorien an Bayern (Ansbach 1805, Bayreuth 1810) bedeutete das definitive Ende eigener Amtskalender. □

Die Amtskalender der fränkischen Fürstentümer Ansbach und Bayreuth (1737-1801), zusammengestellt von Rainer-Maria Kiel:

1. Hoch-Fürstlich-Brandenburg-Onoltzbachischer Adress- und Schreib-Calender (1737-1769)
 2. Hoch-Fürstlich-Brandenburgisch-Culmbachischer Adress- und Schreib-Calender (1738-1768)
 3. Hochfürstlicher Brandenburg-Onoltzbach- und Culmbachischer genealogischer Kalender und Adresse-Buch (1770-1791)
 4. Adreß-Buch für die Königlich-Preußischen Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth bzw. Adreßhandbuch für die Fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth (1796-1801)
- Mikrofiche-Edition. - Erlangen: Harald-Fischer-Verlag, 2000. 21.100 Seiten auf 193 Mikrofiches in Kassette, ISBN 3-89131-360-8, DM 1.900,-

Alt und kostbar: Die Originale der fränkischen Amtskalender



Alle profitieren: Masters-Börse

Jürgen Abel

Während der 20-jährigen Zusammenarbeit zwischen der Universität und der Wirtschaftspraxis wurde die Erfahrung gemacht, dass 75 % der Unternehmen ein Praktikum von Bayreuther Studenten als Möglichkeit betrachten, enge Kontakte zur Universität zu pflegen. Über 50 % der Ausbildungsbetriebe sehen die Beschäftigung von Praktikanten als Chance, Führungskräfte-Nachwuchs frühzeitig kennen zu lernen und als Mitarbeiter zu gewinnen. Von Seiten der Studenten wird das Praktikum als wichtige Ergänzung der theoretischen Ausbildung geschätzt. Neben den verschiedenen Praktika veranstaltet die Universität deshalb seit nunmehr 10 Jahren die sogenannten Masters-Börsen. Zum ersten Mal fand am 8. Dezember im Foyerbereich des Audimax eine solche Masters-Börse direkt auf dem Campus statt. Sie wurde dabei durch die Studenteninitiative Market Team e.V. unterstützt, die sich ebenfalls bereits seit 15 Jahren bundesweit für einen intensiven Kontakt zwischen Unternehmen und Studenten einsetzt.

Es präsentierten sich bei der Masters-Börse 24 Unternehmen vorwiegend aus Oberfranken, aus Marktredwitz und Hof, aus Kronach und Burgkunstadt und bis hin nach Forchheim. Aber auch Firmen aus München, Erlangen und Weiden waren vertreten. Neben der Personalrekrutierung, so weiß man beim Bayreuther Praktikantenservice, bieten die Masters-Börsen den Unternehmen eine Reihe weiterer Vorteile. Sie können etwa im Dialog Vorurteile bestimmter Regionen, Branchen und Betriebsgrößen korrigieren sowie ihren eigenen Bekanntheitsgrad erhöhen. Außerdem können sie für wichtige Spezial- und Projektarbeiten qualifizierte und kompetente Studierende höherer Semester als Praktikanten gewinnen und letztlich einen kontinuierlichen Kontakt zur Universität, zum Betriebswirtschaftlichen Forschungszentrum für den Mittelstand, zur Bibliothek oder einzelnen Lehrstühlen aufbauen. Dies kommt, so weiß Mathilde Bulaboïs vom Praktikantenservice der Universität, dem Ideal des ständigen Know-How-Transfers ein Stück näher.

Auf der anderen Seite haben natürlich auch die Studierenden Vorteile, denn sie lernen über die Masters-Börsen ein breites Spektrum an attraktiven Branchen und Unternehmen kennen, können somit Kontakte zu potentiellen Arbeitgebern knüpfen, ihr Wissen aus dem Studium in der Praxis erproben, sich von erfahrenen Praktikern wichtige Tipps geben lassen und sie erhalten schließlich Anregungen für Themen wissenschaftlicher Arbeiten.

In diesem Interessendreieck spielt natürlich auch die Universität selber eine Rolle, denn eine solche Zusammenarbeit von Wirtschaft und Wissenschaft beschleunigt den Wissenstransfer, fördert den kontinuierlichen Theorie-Praxis-Austausch und erhöht den Anteil von Diplom- und Seminararbeiten „aus der Praxis für die Praxis“ - was alles in ihrem Interesse ist.

Daß die 11. Masters-Börse zum ersten Mal und auf ausdrücklichen Wunsch der Praxis auf dem Campus stattfand, hält die Diplomkauffrau Mathilde Bulaboïs für bemerkenswert. □

Ein tolles Angebot der Uni Bayreuth

Jürgen Abel

Nachdem sich im vergangenen Dezember die Masters-Börse an einem neuen Ort und mit einem neuen Konzept präsentierte, wollte die SPEKTRUM-Redaktion von Studierenden wissen, was sie von der neuen Darstellungsform halten, welche persönlichen Erfahrungen sie machten, welche Verbesserungswünsche ihnen vorschweben und wie sie generell die Institution dieser Vermittlung von Wirtschaft und Praxis einschätzen. SPEKTRUM sprach dazu mit den Studierenden Roswitha Quast und Sebastian Raum, mit Yvonne a Campo vom mitveranstaltenden Market Team sowie mit der Leiterin des Bayreuther Praktikantenservice, Diplomkauffrau Mathilde Bulaboïs.

Spektrum: Was war neu an der letzten Masters-Börse?

Bulaboïs: Die Masters-Börse stand dieses Jahr unter dem Motto: Neuigkeiten. Viele neue Ideen sind verarbeitet worden. Bisher fand die Börse in der Stadthalle statt. Unternehmen haben uns vorgeschlagen, sie auf dem Campus stattfinden zu lassen, um mehr Studenten zu errei-

chen, die Uni bei den Unternehmen bekannter zu machen und die Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Wirtschaft zu fördern. Aber auch der Zeitpunkt war neu. Bisher hatte die Masters-Börse im Februar stattgefunden, was zu Überschneidungen mit anderen Terminen an der Universität führte. Deswegen haben wir uns entschieden, den Zeitpunkt vorzuziehen und die Masters-Börse Anfang Dezember zu planen. Ein weiterer Punkt ist, daß das Market-Team als studentische Initiative zum erstenmal die Börse mit organisiert hat.

Spektrum: *Hat nicht das Market-Team schon selber Kontakt-Börsen veranstaltet?*

a Campo: Wir haben andere Projekte organisiert, aber noch keine Masters-Börse. Das ist rechtlich schwierig, weil wir ein gemeinnütziger Verein sind. Wir haben an der Masters-Börse letztes Jahr einen Stand gehabt, da haben wir die Erfahrung gemacht, daß zu wenig passiert, deswegen sind wir auf Frau Bulabojs zugegangen, um unsere Mithilfe anzubieten.

Spektrum: *War es schwierig, die Masters-Börse organisatorisch auf dem Campus zu verankern?*

Bulabojs: Wir hatten die Unterstützung der Zentralen Technik und der Verwaltung. Es war überhaupt kein Problem. Aber wir wollten ja auch größere Firmen zu der Börse einladen. Und da gab es gewisse Probleme, weil man diese Firmen sehr frühzeitig ansprechen und ständig mit ihnen kommunizieren muß. Das war mehr ein zeitliches Problem.

Spektrum: *Wie haben Sie die Studierenden angesprochen?*

Bulabojs: Jede Firma hat ihre Projekte vorgestellt, so daß wir auch eine kleine Broschüre erstellen konnten, die jeder Student erhalten hat. Man konnte sich also vorher informieren, welche Firmen da sind, was sie anbieten, welche Projekte für Praktika existieren.

a Campo: Es bedeutete für uns in der Vorbereitung einige Nachschichten.

Spektrum: *Welche Erwartungen an die Masters-Börse haben Sie denn als Studenten bei deren Besuch gehabt?*

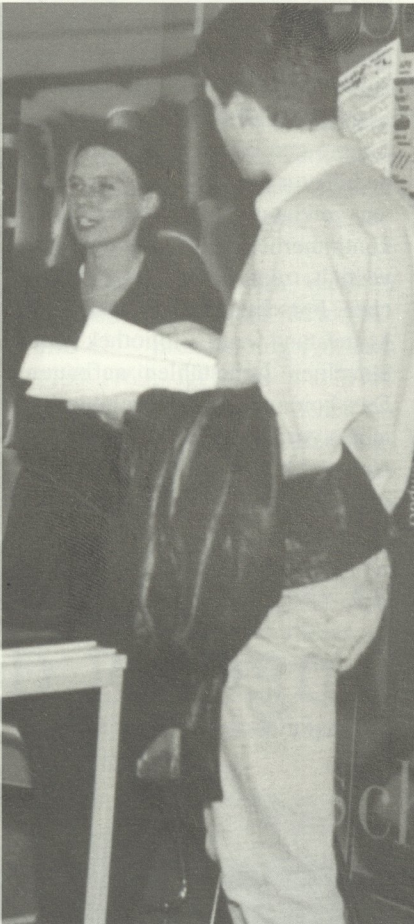
Raum: Ich war einfach neugierig und fand es positiv, daß man zwischen zwei Vorlesungen einfach bei der Börse vorbeigehen kann, sich das anguckt, Gespräche führt, wieder in eine Vorlesung gehen kann und sich das noch mal durch den Kopf gehen lassen kann und dann erneut die Möglichkeit besteht, gezielt Gespräche zu führen. Ich fand es positiv, daß die Börse nicht außerhalb des Campus in der Stadt stattfindet, sondern direkt in der Nähe des Vorlesungsbetriebes. Meine Erwartungen waren nicht

mir war von vornherein klar, daß das Praktikum, welches ich suche, hier nicht zur Verfügung gestellt werden würde. Insofern wollte ich einfach mal schauen, was angeboten wird, was die Firmen machen und erfahren, welche Firmen sich wie vorstellen. Das gibt einen Eindruck für meine Bewerbung in ein bis zwei Jahren, weil ich dann weiß, wen es gibt und wie sich die Firma präsentieren. Ich erwarte, daß die Firma sich so vorstellt, wie sie wirklich ist und ich möchte meine Einstellung von dem Klima abhängig machen, das die Firma präsentiert.

Spektrum: *War das bei Ihnen auch so?*

Quast: Ich habe Anfang November meine Diplomarbeit abgegeben und war in der Phase, daß ich eigentlich noch ein Praktikum machen könnte, wenn ich etwas passendes finde. Da lief mir dann gewissermaßen die Masters-Börse über den Weg. Ich fand es sehr gut, daß viele Firmen da waren, sowohl aus der näheren Umgebung als auch internationale Konzerne. Teilweise waren sehr gute Ansprechpartner da, teilweise war das von den Firmen halbherzig gehandhabt. Siemens schien mir etwas anderes zu erwarten. Es ist natürlich ein bißchen frustrierend, wenn man meint, man könnte mit dem Unternehmen oder einem Vertreter des Unternehmens ein Gespräch führen, so daß man selber einen Eindruck von dem Unternehmen hat, und das Unternehmen mich live erlebt und nicht nur meinen Bewerbungsbogen bekommen hat. Und wenn man dann von Siemens abgespeist wird mit: „Hier haben sie ein DIN A3-Blatt, füllen sie es aus und schicken sie es zurück“, dann ist das sehr ernüchternd. Ich hatte keinen Ansprechpartner. Man hat mir dann eine Broschüre gegeben in der hinten die Ansprechpartner verzeichnet waren. Aber das war es nicht, was ich erwartete, daß nämlich wirklich ein Kontakt zu der Firma hergestellt wird. Die hätten auch genauso gut ihre Broschü-

besonders zielgerichtet, weil ich nicht nach einem Praktikum gesucht habe und auch nicht nach einem Arbeitgeber. Ich hatte mich zwar über das Internet zu der Börse angemeldet. Ich hätte wohl auch ein Praktikum noch gemacht, aber



re irgendwo in der Uni auslegen können. Aber es gab auch ein sehr positives Erlebnis bei Loewe. Da war halt der Personalchef da, mit dem konnte ich reden, dem konnte ich erzählen, was mit meiner Diplomarbeit war, was meine Fähigkeiten sind, der hat mich dann aufgefordert, meine Bewerbung an seine Adresse im Unternehmen zu schicken und er würde das an die richtige Adresse weiterleiten.

Spektrum: Sie wollten also einen direkten Ansprechpartner haben aus dem Unternehmen, mit dem Sie alle Fragen, die Sie nach dem Studium bewegen, besprechen können?

Quast: Nein, ich möchte jemanden haben, der mir sagen kann, dieses und jenes gibt es in unserem Unternehmen. Der Personalchef von Loewe hat mir etwa den Hinweis gegeben, daß sich eine bestimmte Abteilung genau mit dem Thema meiner Diplomarbeit beschäftigt. Der hat mir den Tip gegeben, mich daraufhin zu bewerben. Er hat mich auch aufgefordert, noch einmal kurz aufzuschreiben, was ich gemacht habe, damit er das Papier an die richtige Adresse in seiner Firma weiterleiten kann. Wenn ich dagegen irgendeinen Bogen an Siemens schicke, dann bekommt irgend jemand meinen Bogen auf den Tisch, kann mit meinem Namen nichts anfangen, kann mit der Masters-Börse nichts anfangen usw. Das ist halt der Unterschied.

Spektrum: Insofern war schon Ihre Erwartung, daß Sie in persönlichen Kontakt mit verantwortlichen Leuten kommen, mit denen Sie kommunizieren können.

Quast: Ich möchte jemand haben, der weiß, was sein Unternehmen kann, was sein Unternehmen braucht, was für Praktika angeboten werden und welche Themen für Diplomarbeiten vorliegen. Man muß doch den Eindruck bekommen, daß die Firma sich mit den Inhalten der Masters-Börse beschäftigt. Einige Firmen hatten sich aber auf die Börse offensichtlich gar nicht vorbereitet.

Bulabois: Ich denke daß es bei Siemens auch an etwas anderem gelegen haben kann, vielleicht haben die mehr Ingenieure erwartet als Wirtschaftswissenschaftler. Von daher können wir schon überlegen, ob wir bei der nächsten Masters-Börse nicht noch viel mehr andere Studienrichtungen ansprechen.

a Campo: Das spricht aber trotzdem nicht für Siemens. Wenn ich an einem solchen Projekt teilnehme, dann gehe ich davon aus, daß Siemens weiß, welche Studienangebote es an dieser Universität gibt.

Spektrum: Muss aufgrund dieser Erfahrung nicht die Vorbereitungsphase intensiviert werden, um sol-

trieb hat die Möglichkeit, immer einen Mitarbeiter hierher zu schicken, denn er ist nicht weit weg. Andererseits habe ich bei Siemens die Möglichkeit, in einem riesigen Unternehmen mit vielen Abteilungen unterschiedliche Möglichkeiten wahrzunehmen. Da kann ich einen Ordner hinlegen und sagen sie haben alle Möglichkeiten in allen Abteilungen, dieses und jenes wurde schon gemacht, wir hatten einen Ingenieur in der Abteilung und einen Betriebswirtschaftler in einer anderen. Man muß den Eindruck bekommen, ob ein Praktikum sinnvoll für das Unternehmen ist.

a Campo: Wir haben uns Ende Juni das erstmal zusammengesetzt und im Juli beschlossen, die Masters-Börse vorzuziehen. In so kurzer Zeit und mit so wenig Leuten die Masters-Börse gut vorzubereiten, war schier unmöglich. Es war einfach die Zeit zu kurz, noch eingehender Informationen über die Unternehmen einzuholen. Wir haben aber doch einige Erfahrung gesammelt, die wir beim nächsten mal zur Verbesserung einsetzen können.

Spektrum: Was muß denn verbessert werden?

a Campo: Wir hätten die Unternehmen früher anschreiben müssen. Unternehmen erst zwei Monate vor der Masters-Börse anzuschreiben ist einfach zu knapp. International tätige Unternehmen planen ein halbes Jahr in voraus.

Raum: Auch wenn ihr diese Schwierigkeiten gehabt habt, war's mir einfach lieber, die Börse im Dezember zu haben und nicht erst im Februar. Da nehme ich auch die Unzulänglichkeiten in Kauf.

a Campo: Neben der Zeit gehört auch die Anzahl der Leute, die sich in der Vorbereitung darum kümmern dazu. Wir waren zu dritt und man braucht sicherlich fünf bis zehn Leute zu einer guten Vorbereitung.

Spektrum: Gehört möglicherweise auch ein weiteres Bündel der Kräfte dazu, in dem man etwa die stu-



che Abstimmungsprobleme aus der Welt zu schaffen? Und ist es auch nicht verständlich, daß ein Weltkonzern wie Siemens anders an die Sache herangeht, als ein mittelständischer Betrieb?

Raum: Der mittelständische Be-

dentische Vereinigung AIESEC mit einbindet?

Bulabo: Das geht eher nicht. Die Börse von AIESEC ist mehr für Absolventen. Die Masters-Börse zielte ursprünglich das Praktika und studienbegleitende Praktika angeboten werden. Ich will auch noch erwähnen, daß wir die Firmen nach ihren Eindrücken über die Börse gefragt haben, und die Rückmeldungen waren durchweg positiv. Wir haben zwar mehrere Kritikpunkte hier besprochen, aber die Firmen waren sehr zufrieden mit der Organisation. Sicher, man kann noch etwas besser machen, aber der Gesamteindruck war sehr positiv.

Raum: Das kann ich nur bestätigen. Das ist ein tolles Angebot der Uni Bayreuth. Die Universität stellt mir die Möglichkeit zur Verfügung, auf dem Campus mit Unternehmen in Verbindung zu treten. Und Unternehmen präsentieren sich in einem tollen Rahmen. Und die Studenten haben vorher die

Möglichkeit, sich mit ihren Bewerbungsbögen selber zu präsentieren. Das finde ich eine tolle Sache. Es gibt Kleinigkeiten, die man immer verbessern kann. Aber der Gesamteindruck ist sehr, sehr positiv.

a Campo: Unternehmen haben auch geäußert, sie hätten sich noch nie so wohl in Bayreuth gefühlt wie dieses Jahr. Es war eine gute Verbesserung, endlich ist einmal aus der Börse etwas gemacht worden.

Spektrum: Was halten Sie eigentlich von virtuellen Kontakt-Börsen, die mittlerweile auch schon angeboten werden?

Raum: Das mag eine gute Idee sein, aber ich will mit den Leuten sprechen, ich will mich nicht vor irgendeine Kamera setzen und meinen Lebenslauf angeben.

Quast: Interaktion ist das wichtige und ich will da auch seriös rüber kommen. Ich weiß ja nicht, wie ich auf dem Video-Film ausschaue.

Bulabo: Es hat aber auch Kontakte zum Marketing-Lehrstuhl

und zum Lehrstuhl Dienstleistungsmanagement gegeben.

a Campo: Ich hätte es als Vorteil gesehen, wenn der eine oder andere Professor sich hätte sehen lassen. Ich bin durch die Vorlesung gegangen und habe Folien aufgelegt, da kam schon mal der Hinweis, man finde die Veranstaltung sinnvoll. Ich denke, auch Firmen hätten es begrüßt, wenn der eine oder andere Professor die Börse besucht hätte.

Quast: Ich sehe das auch so. Die Masters-Börse ist auch etwas, wo sich die Universität präsentiert. Universität sind ja nicht nur die Studenten, sondern auch die Professoren.

Raum: Wenn man sagt, die Universität Bayreuth möchte sich nach Außen hin profilieren und sich darstellen, dann gehören die Professoren einfach dazu.

Spektrum: Vielen Dank für das Gespräch. □

Neun Monate Leben in einem Traum

Christiane Fuchsluger

Über ihre Augen öffnenden Erfahrungen in Chile, wo sie in einer Indio-Kleinstadt unterrichtete, berichtet die Bayreuther Lehramtsstudentin Christiane Fuchsluger. Hätte man mich vor einem Jahr gefragt: „Was ist Chile?“ hätte ich wohl geantwortet: „Schau im Atlas nach.“ Ein Land in Südamerika von ca. 4000 Km Länge, mit einer durchschnittlichen Breite von 180 km, umfasst alle Klima- und Landschaftszonen; bietet viele Unterhaltungsmöglichkeiten, wie Rad fahren, Ski fahren, Mountainbiking, Strand; für Südamerika wirtschaftlich an unserem Standard orientiert.

Ankunft Hauptstadt Santiago: Kneipen, Diskobesuche, viele Europäer, hektisches Verkehrstreiben - nur die Sprache erinnerte daran, nicht in Deutschland zu sein. Doch nach einer Woche musste ich dann doch gen Süden reisen, um

meinen Dienst bei der Stadt und in der Schule anzutreten. Ein jeder beneidete mich: „Hast Du's schön! Dort unten ist es grün, kein hektisches Treiben, so erholsam, so nette Menschen, so ruhig...“

Mit „nur“ drei Stunden Zugverspätung bei einer Geschwindigkeit von 80 km/h ging ich zum ersten Mal die Straßen in Carahue entlang, das meine Heimat werden sollte. Ja - die Santiaginer sollten Recht behalten. Doch so ruhig und so erholsam hätte ich es mir nun wirklich nicht vorgestellt: Die Stadt bestand aus ca. 1000 Einwohner, einer Diskothek, vielen Kneipen, in denen schon um 10.00 Uhr die Betrunknen grölten, einer

Turnhalle, die immer und für alle geöffnet war, Straßen, die ohne Jeep nicht befahren werden konnten, Flussüberquerungen mit Hilfe von Holzfähren, usw. . Mein erster Eindruck: Bitte, lasst mich wieder heim!“

Am Wochenende zeigte man mir dann die Umgebung, und mir wurde wieder bewusst, warum ich genau dieses Land ausgewählt hatte: ½ Stunde zum Meer: schwarzer Strand, wilder Pazifik; 1 Stunde zum Canoeing und Rafting, 1 ½ Stunden zum Vulkan und zum Ski fahren.. Diese Weite und dieses Gefühl von Freiheit und Ungebundenheit ließen mich durchatmen. Doch nicht nur die Landschaft,

auch die Art der Menschen faszinierte mich. Jeden Tag mindestens drei Einladungen und Menschen von einer derartigen Herzlichkeit, Offenheit und Gastfreundlichkeit, so dass mir Angst wurde und ich mir dachte: „Was wollen denn die von mir?“.

Diese wahnsinnige Toleranz, dieses wirkliche Interesse an meiner Kultur, dieser Respekt, der mir entgegengebracht wurde, ließ mich oft beschämt an mein Verhalten und meine Ungeduld Ausländern gegenüber denken, wenn es mir mal zu anstrengend wurde, mich mit ihnen zu unterhalten, da sie die Sprache nicht konnten.

Doch am geduldigsten und verständnisvollsten waren meine Schüler.

So unterrichtete ich neun Klassen mit 38 bis 45 Schülern.

Motiviert, mit höchst durchdachten, didaktischen Überlegungen betrat ich das Klassenzimmer. Nach ca. einer Minute, die nur aus „Lehrer anstarren“ bestand, traten die ersten Schülerinnen (!) an mich heran. Bis ich eigentlich genau begriff, was da geschah, standen plötzlich alle Schüler vor mir, Laute von sich gebend, die ich nicht verstand, ich an die Wand gepresst, da ja ein jeder auch einmal eine „Gringa“ berühren wollte.

Doch mit den Tagen erkannten sie, dass auch ich nur ein Mensch war und so konnte ich mit dem Unterrichten beginnen.

Auf meine Fragen und meine Gesprächsanregungen antworteten sie nur: „Warum fragen Sie denn uns? Sie sind doch der Lehrer!“ Spätestens jetzt erkannte ich, mit meinen Lehrvorstellungen konnte ich gleich wieder gehen. Diese Schüler waren es gewohnt, dass einer vorträgt und sie zuhören. Auch der Versuch meine Tafelanschriften übernehmen zu lassen schlug fehl. Nein, nicht aufgrund der Faulheit der Schüler, sondern weil die Mehrheit nicht über Stifte und Hefte verfügte.

Da ich Englisch unterrichtete und es dazu in meinen Klassen noch

keinen Lehrplan gab, stand ich unter keinerlei Druck. So waren Lieder, Bilder, Zeichnungen, Erzählungen und Spiele an der Tagesordnung. Auch bastelten wir nachmittags außerschulisch an Spielen wie Memory und Domino, die wir im Unterricht verwendeten.

Ein bisschen unterschiedlich war dann die Arbeit in der Landschule. Eine Schule bestehend aus 34 Schülern - hauptsächlich aus Mapuches, den „Indios“ dieser Region- erste bis sechste Klasse. Der Unterricht lief oft im Freien ab. Spaziergänge in die Umgebung oder die Arbeit im Gewächshaus standen an der Tagesordnung. So war die Biologie das Aussäen und Pflanzen, das Beobachten des Pflanzenwachstums; die Erdkunde die Bodenbeschaffenheit und Temperatur; die Mathematik der Abstand zwischen den Pflanzen, das Volumen einer Gießkanne, usw. .

Tagtäglich kamen die Schüler auf mich zu und überhäufte mich mit ihren Fragen über mein Land. Die Weltkarte wurde zu ihrem ständigen Begleiter. So wollten sie alles über unser Land, über Europa, die Menschen, die Kinder, das Schulleben, die Tiere, die Kultur einfach über alles Bescheid wissen. Und ich gab Ihnen mit einer solchen Freude Auskunft, so dass mir wieder klar wurde, wie schön der Lehrerberuf sein kann.

Doch auch ich lernte vieles von ihnen; angefangen von reiten bis hin zu Wortfetzen aus dem Mapudungun - ihrer Ursprache.

Ja, in diesen neun Monaten lernte ich Chile kennen, den Norden nur als Touristin, Mittelchile, wo ich acht Monate lebte und Südchile, wo ich einen Monat auf Feuerland verbrachte.

Fragt man mich heute was Chile ist, werde ich antworten müssen: „Ein schöner Traum.“ Ein Land das dir zeigt, welcher kleiner Teil du eines wahnsinnig Ganzen bist, doch dass du trotz deiner Kleinheit wichtig und unverzichtbar bist. Ein Land mit Menschen ausgefüllt von Leidenschaft und Wärme, von To-



leranz und Respekt gegenüber Anderen und Anderstartigen.

Und genau für dieses Erleben möchte ich an dieses Land und diese Menschen „Danke“ sagen., dass sie mich dies erleben ließen. „Danke“ auch an alle, die mich unterstützen diesen Schritt zu wagen und mich meinen Weg gingen ließen.

Ich wünsche einem jeden, dass auch er einmal die Möglichkeit bekommen und nutzen wird, in eine andere Welt einzutauchen und ein Land derartig kennenlernen zu können. Denn nur auf diese Weise können wir ein Land, eine Kultur verstehen, und nur so haben wir das Recht zu urteilen.

Betrachten wir danach dieses Land auf der Karte, lesen wir nicht nur die Legende und schöpfen nicht nur dadurch unsere Informationen. Nicht ein Tag war verloren., nutzlos oder sinnlos. Die Welt steht uns offen, lässt uns wachsen und reifen. Nutzen wir es! □

oben: die Schule
unten: Eine Schule bestehend aus 34 Schülern - hauptsächlich aus Mapuches, den „Indios“ dieser Region- erste bis sechste Klasse.

Qualitätsmessung: Ein Instrument zur Verbesserung der Lehre?

Monika Brauer

Die Betriebswirtschaftler der Universität Bayreuth schaffen es immer wieder: Wenn die Presse ihre Universitätsrankings veröffentlicht, sind sie meist auf den vordersten Plätzen. Das soll auch in Zukunft so bleiben. Aber wie lassen sich die Ergebnisse in diesen Rankings halten oder sogar verbessern?

Seit September 1997 befassen sich Professor Herbert Woratschek und Diplom-Kaufmann Sven Pastowski mit der „Messung der Organisationsqualität an der Universität Bayreuth“, kurz „Q_UBT“. Die Untersuchungen sind Teil des Schwerpunktes Dienstleistungsmanagement am Lehrstuhl BWL VIII. Ziel ist die Verbesserung der Lehre. Voraussetzung für eine Verbesserung ist die Evaluation des Vorhandenen. Wie muss eine solche Evaluation aussehen, damit sie Stärken und Schwächen der Lehre tatsächlich aufzeigt?

Derzeit werden an deutschen Universitäten aus Zeit- und Ressourcenmangel stellvertretend für alle Lehrveranstaltungen meist nur Vorlesungen bewertet. Übungen, Seminare, Exkursionen, Betreuung der Kolloquien und Diplomarbeiten und innovative Lehrveranstaltungen wie Unternehmensplanungen und Fallstudienseminare fallen dabei völlig unter den Tisch. Gerade diese Veranstaltungen machen aber eine besondere Lehrqualität aus.

In der Wirtschaft wird die Dienstleistungsqualität aus Sicht der Anbieter, der Kunden und aus wettbewerbsorientierter Sicht gemessen. Bei der Bewertung der Lehre an den Universitäten wird dagegen im allgemeinen nur die Sicht der Kunden betrachtet und der Kunde mit dem Studierenden gleichgesetzt. Das ist eine sehr verengte Sicht.

Auch die Unternehmen stellen zum Beispiel als künftige Arbeitgeber Anforderungen an die Universitäten. Während die Studierenden einen Nürnberger Trichter wollen, fordern Unternehmen soziale Kompetenz und die Fähigkeit, selbständig Probleme zu lösen. Häufig wird übersehen, dass der Studierende nicht nur Kunde ist, sondern auch externer Produktionsfaktor. Das bedeutet, dass die Qualität der Ausbildung auch dadurch bestimmt wird, welche Qualifikationen, Sozialkompetenz und Motivation der Studierende mitbringt.

Nun können Lehrende und Studierende noch so kompetent und motiviert sein: Wenn Ressourcen, Infrastruktur und interne Dienstleistungen nicht stimmen, leidet auch die Lehre darunter. Genügend Computer, geeignete Lehrräume, Mensa, Cafeteria, Busanbindung und Wohnsituation, Sprachenzentrum, Bibliothek und Prüfungsamt bestimmen die Lehrqualität mit. Eine Evaluation dieser Faktoren aber ist vom Bayerischen Hochschulgesetz nicht vorgesehen.

Die Untersuchungen der beiden Bayreuther Wirtschaftswissenschaftler haben gezeigt, wie wichtig es ist, eine Evaluation zielgerichtet anzulegen. Die Befragung von Studenten im Grundstudium zur Qualität der Bibliothek erwies sich zum Beispiel nicht als sinnvoll, da diese Studenten nur selten in die Bibliothek gehen. Die meisten lernen aus Skripten. Wenn sie dagegen im Hauptstudium Seminare besuchen oder später die Diplomarbeit schreiben, steigt die Nutzungsintensität der Bibliothek sprunghaft an.

Die Beispiele zeigen, wie viel-

schichtig die Evaluation der Lehre ist. Auch Professor Woratschek und Sven Pastowski sind sich bewusst, dass sie bei einer Bewertung der Lehre in der Betriebswirtschaft nicht alles abdecken können. Sie haben sich deshalb in ihren Untersuchungen bis jetzt auf die ausführliche Befragung von Studienanfängern, Absolventen, Alumnis zu Ressourcen, Infrastruktur, internen Dienstleistungen und verschiedenen eigenen Veranstaltungen beschränkt.

Besonders interessiert waren die Wirtschaftswissenschaftler an der Bewertung der „Einführung in die allgemeine Betriebswirtschaftslehre“ durch die Studentierenden. Für die 700 bis 800 Studienanfänger der BWL, Jura, VWL, Sportökonomie, Gesundheitsökonomie, Wirtschaftsmathematik, Geographie, des Lehramts Wirtschaft und aus anderen Fächern war sie früher eine typische Massenveranstaltung. Auf Anregung von Professor Peter Rütger Wossidlo wird sie seit dem Wintersemester 1994/95 als Lecture Course angeboten. Der Lehraufsatz kommt aus Amerika. Die Studienanfänger arbeiten dabei in Gruppen, betreut werden sie von Assistenten aller Lehrstühle der Betriebswirtschaftslehre. Sie bereiten die Inhalte selbst vor und vertiefen die Themen anhand von Fallbeispielen aus der fiktiven Porzellanfabrik HOGAPO.

Auf diese Weise wollten die Betriebswirte ganz unterschiedlichen Anforderungen gerecht werden. Die Studienanfänger sollten sich kennenlernen und in der Gruppenarbeit soziale Fähigkeiten einüben. Gleichzeitig sollten Praxisbezug sowie das Erlernen von theoretischem Wissen und Arbeitstechni-

QUBT: Das Logo für das Forschungsprojekt „Messung der Organisationsqualität an der Universität Bayreuth“

ken gewährleistet sein.

Im Wintersemester 1997/98 übernahm Prof. Woratschek die Veranstaltung. Um zu überprüfen, ob die gesetzten Ziele auch tatsächlich umgesetzt werden konnten, erhielten die Studierenden am Ende des Semesters einen Fragebogen. Sie sollten die Bereiche Organisation, Lehrmaterial, Dozenten sowie die Zielerreichung der Veranstaltung beurteilen und ein Globalurteil abgeben. Die einzelnen Bereiche wurden noch einmal gezielter erfasst. Gefragt wurde nicht nur, ob sich der Dozent gut vorbereitet hatte oder Fragen verständlich beantworten konnte, sondern auch, wie wichtig der jeweilige Aspekt für den Studierenden war (Adequacy-Importance-Model). Das hohe Eigeninteresse der Studienanfänger zeigte sich daran, dass alle, die beim Studium blieben, den sehr ausführlichen achtseitigen Fragebogen ausfüllten. Ihre Angaben waren verlässlich. Sie bewerteten nicht nur andere differenziert, sondern schätzten auch ihre eigene Leistung realistisch ein. Eigene Beteiligung wurde zum Beispiel als wichtig, mangelnde Beteiligung als negativ erachtet. 78 % der Teilnehmer waren mit der neuen Veranstaltungsform zufrieden, 46 % wünschten sich aber, dass die Ziele besser verwirklicht würden.

Wo lagen die Schwachstellen? Um sie zu identifizieren, sind Durchschnittswerte nicht geeignet. So erhielten die Dozenten zwar im Schnitt das beste Bereichsurteil, die Bewertung der verschiedenen Dozenten durch ihre Gruppe variierte aber zwischen 7,70 und 14,06 - bei einer maximal erreichbaren Punktzahl von 15 Punkten. Noch stärkere Unterschiede zeigten sich bei der Betrachtung einzelner Merkmale innerhalb eines Bereichs. Wichtig ist dabei, dass die Dozenten durch die Ergebnisse nicht demotiviert werden. Die Dozenten erhalten ihre Ergebnisse im Vergleich zum besten und schlechtesten Ergebnis und dem Durchschnitt. So können sie ihre



Schwächen und Stärken erkennen. Die Daten werden vertraulich behandelt, auch die jeweiligen Lehrstuhlinhaber erhalten sie nicht. Neben den großen Unterschieden bei den Dozenten zeigte die Auswertung Organisationsdefizite auf. Es wurde kritisiert, dass die Räume zum Teil ungeeignet und die Gruppen zu groß waren. Mittlerweile wurden den Organisatoren von der Universität allerdings Sondermittel für Tutoren zur Verfügung gestellt, so dass anstelle von zehn jetzt zwanzig Gruppen betreuen werden können.

Welche Verbesserungsmaßnahmen wurden bis jetzt ergriffen? Eine Kontaktbörse über Email wurde eingerichtet, die Möglichkeit zum Gruppentausch geboten, Dozentenbesprechungen, Begehung und Coaching der Dozenten wurden eingeführt, die Fallstudien verbessert und die Kapitelauswahl im Lehrbuch besser angepasst.

Zur Kontrolle wurden die Studienanfänger auch in den folgenden Wintersemestern befragt. Und tatsächlich dokumentierten sich die Maßnahmen in den Messungen. So verbesserte sich die Bewertung der Dozenten deutlich, nachdem im

letzten Semester ein Coaching eingeführt wurde. Für die Qualität des Verfahrens spricht auch, dass damit neue Probleme identifiziert werden können. So war das Globalurteil im Wintersemester 1999/2000 einmal schlechter als im Jahr davor. Die Auswertung ergab, dass die Prüfungsbedingungen der Veranstaltung für die Jurastudenten bis nach Weihnachten unklar waren. Fast 40 Prozent der Teilnehmer des Lecture Course studieren Rechtswissenschaften. Wahrscheinlich ist ihre Unsicherheit Grund für die schlechtere Bewertung des Bereichs Organisation und das schlechtere Gesamturteil.

Die Ergebnisse sind für die beiden Wirtschaftswissenschaftler ein Zeichen dafür, dass sie auf dem richtigen Weg sind. In der Zukunft wollen sie auch andere Anspruchsgruppen in ihre Untersuchungen miteinbeziehen. Auch jetzt schon haben sie mit ihrer Arbeit nicht nur bei den Studierenden Erfolg. Auf der diesjährigen Tagung der Kommission Hochschulmanagement im Verband der Hochschullehrer für Betriebswirtschaft erhielten sie für ihren Beitrag zur Qualitätsmessung an Universitäten den „Best Paper Award“. □

Prof. Herbert Woratschek (links) und Dipl.-Kaufmann Sven Pastowski machen sich stark für gute Lehre an der Universität Bayreuth.

Musik verbindet

Monika Brauer

Seit dem Wintersemester 1991/92 gibt es an der Universität Bayreuth ein Sinfonieorchester; im Februar 1992 fand das erste Konzert statt. Seitdem ist das Orchester ein fester Bestandteil im kulturellen Leben in und um Bayreuth geworden. Ein Förderverein schafft seit 1998 mehr finanzielle Sicherheit. Jetzt sind engere Verbindungen zu anderen Studienorchestern über die regionalen Grenzen hinaus geplant.

Am Anfang gab es nur ein Streichorchester, zuerst an der Pädagogischen Hochschule, später an der Universität. Mit der Uni wuchs auch die Zahl an Musikern, die verschiedene Instrumente beherrschen. Im Sommer 1991 war es dann so weit: das Sinfonieorchester der Universität Bayreuth wurde gegründet.

Die Anfangs- und Aufbauphase des Orchesters wurde durch Wilhelm Hofmann geprägt. Nachdem er im Januar 1997 Bayreuth verlassen hatte, wurde Professor Helmut Bieler der neue Dirigent. Er hatte schon das Streichorchester geleitet und auch das Sinfonieorchester seit der Gründung unterstützt.

Über 40 Konzerte an der Uni, in der Stadt und in der Umgebung hat das Orchester mittlerweile gegeben. Einer der größten Höhepunkte war die „Klassik am See“ im Juli des vergangenen Jahres.

Die Leitung war und ist eine Herausforderung: Ein Großteil der

Musiker sind Studenten, die Fluktuation ist entsprechend groß. Hinzu kommt, dass in den letzten Jahren immer mehr Universitätsveranstaltungen in die Abendstunden verlegt werden. So fallen selbst treue Mitglieder des Orchesters manchmal ein Semester lang aus, da sie an den wöchentlichen Proben am Montag zwischen 19 und 21 Uhr nicht teilnehmen können. Jedes Semester muss die heterogene Gruppe aus fünfzig bis sechzig Musikstudenten, Hobbymusikern aus den unterschiedlichsten Bereichen der Universität, aber auch Schülern und Berufstätigen aus Stadt und Umgebung neu zu einem Sinfonieorchester zusammengeschweißt werden. Der große Sprung nach vorn findet auf den Probenwochenenden statt. Zweimal im Jahr wird von Freitag bis Sonntag in einer Jugendherberge oder einem Jugendgästehaus in der Umgebung von Bayreuth konzentriert geprobt.

Jahrelang war das Orchester vollständig auf Eigenfinanzierung angewiesen. Häufig ermöglichte nur die Unterstützung von Sponsoren und der oberfränkischen Wirtschaft, dass Noten beschafft, Programmhefte gedruckt oder Saalmieten bezahlt werden konnten. Im Sommer 1998 wurde der „Verein der Freunde und Förderer des Sinfonieorchesters der Universität Bayreuth“ gegründet. Die Gemeinnützigkeit ist mittlerweile anerkannt. Der Verein schafft

endlich mehr finanzielle Sicherheit. Vorsitzender ist Diplom-Kaufmann Sven Pastowski vom Lehrstuhl BWL VIII, selbst langjähriges Mitglied des Orchesters. Für ihn ist wichtig: „Wir werden uns auch in Zukunft als Laienorchester verstehen. Der Spaß an der kreativen Tätigkeit, am Schaffen eines gemeinsamen Werkes steht weiterhin im Vordergrund.“

Welche Pläne gibt es für die Zukunft? Einerseits soll eine wachsende Zahl an Fördermitgliedern und Musikern auch aus Stadt und Land die Kontinuität der Orchesterarbeit sichern. Andererseits sollen mehr Kontakte außerhalb der Region geknüpft werden. Prof. Bieler ist optimistisch: „Anfragen von anderen Studienorchestern in Deutschland liegen schon vor.“ Durch Austausch und gemeinsame Veranstaltungen soll das Programm noch interessanter werden.

Aber auch für die nahe Zukunft versprechen die Musikerinnen und Musiker einen Leckerbissen: Nach dem Erfolg des letzten Jahres findet am 19. Juli wieder ein „Konzert am See“ vor dem Audimax statt. Auf dem Programm stehen Edvard Grieg mit der Peer Gynt Suite, Georg Friedrich Händel mit der Feuerwerksmusik und Georges Bizet mit einem Walzer mit Chor.

Wer jetzt Interesse an der aktiven - oder passiven - Mitarbeit am Uni-orchester bekommen hat, kann sich informieren. (siehe Kasten links) □

email to: sinfonieorchester@uni-bayreuth.de
Tel.: 0921/555098



Mit Goethe, Nietzsche und Kafka in gegensätzlichen Kulturen

Walter Gebhard

Eine Reise in unterschiedliche Welten mit unterschiedlichen Erfahrungen beschreibt hier der emeritierte Lehrstuhlinhaber für neuere deutsche Literaturwissenschaft und Didaktik der deutschen Sprache und Literatur in der ihm eigenen fesselnden Sprache.

Zum Wechsel der Jubiläumsjahre - 1999 Goethes 250. Geburtstag, 2000 Nietzsches 100. Todestag - hatte der international bekannte Goethe-Forscher Dr. Na-oji Kimura (der zum ersten Mal unsere Universität zum Goethe-Kolloquium 1982 besucht hatte) zu einem Vortrag über Nietzsches Goethe-Rezeption ins Institut für die Kultur der deutschsprachigen Länder an die Sophia-Universität in Tokyo eingeladen. Tags zuvor führte er mich durchs Gelände der Jesuiten-Hochschule, durch die Central Library mit Integrated Research Building, das Ichigaya Campus mit der Faculty of Comparative Culture, zum „Kulturheim“ mit „Hall of Knowledge and Faith“, einem europäisch-klassizistischen Bau, der über griechischen Giebeln ostasiatische Elemente wie Architektur-Gitter aufweist.

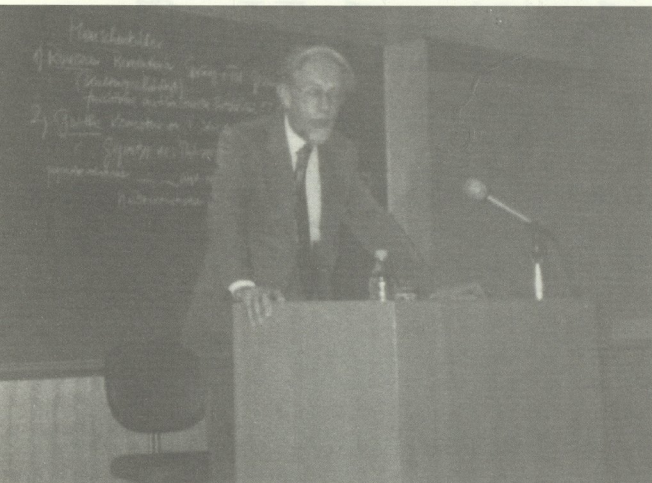
Herr Kimura geleitete mich auf den fast schwarzen Holztreppe ins 1. Stockwerk - die Kapelle der 1913 gegründeten Universität: „Hier habe ich Kraft für mein Studium geholt; hier ist der Ort der Stille“, sagte der Mitte der 30er Jahre geborene Professor, der später an der Münchener Universität promovierte. 1938 erschien die 1. Nr. der Monumenta Nipponica und - als Ausweis der erheblichen Kulturbezüge zu Deutschland in dama-

liger Zeit - das Gedenkbuch zum 25. Jubiläum der Anstalt unter dem Titel „SOPHIA UNIVERSITÄT“. - Am Nachmittag traf ich Prof. Hiromatsu Kobayashi, mit dem ich im Briefwechsel stehe, da er über den Einfluss chinesischer Holzschnittbücher der späten Ming-Zeit auf die chinesische Malerei arbeitet: Ich hatte des kostbare Album von Wang Yue (1627) mitgebracht, damit er professionelle Aufnahmen der Malereien herstellen lassen konnte; er händigt mir einen bereits erschienenen Artikel über mein Album aus. - Herr Kimura führte mir im Kreise seiner Mitarbeiter vor dem Vortrag stolz die mediale Ausstattung seines Institutes vor: Er betreibt eine weltweit reichende Internet-Zeitung - und ich hätte durchaus meinen Vortrag, noch bevor er gehalten worden wäre, dort publizieren können. Aber man hofft ja immer auf die Überzeugungskraft der mündlichen Rede ...

Diese suchte ich allerdings durch einen zweifachen Bildanscrieb an der Breitwandtafel des Hörsaals zu unterstützen: In die große dionysische Lebens-Welle lassen sich die moralistischen Brüche - wie Nietzsche sie attackierte - besser kenntlich eintragen als im Stress seiner langen Sätze. Szenenbeifall vor Spielbeginn: Herr Kimura ließ sogleich eine Kamera holen, um die didaktische Anschauung zu verewigen. Nietzsches Weltbild war ja seit der Jugend von Goethes „Prometheus“-Text mitbestimmt - hier fand er das Vorbild des aus den Moral-Fesseln einer gegebenen Kultur ausbrechenden Rebellen; er suchte schon vor der Geburt der Tragödie den „titanischen“ Men-

schen als den großherzigen Empörer und Befreier, und deshalb misshagte ihm der Faust, besonders in seinem anscheinend in Metaphysik zurückfallenden Schluss: Statt wie Rousseau Kulturrevolutionär zu werden, habe sich Goethe auf das Prinzip der Betrachtung des Weltlaufs zurückgezogen, sei ein Mann der Nicht-Tat geworden - „so wird aus dem Weltbefreier Faust gleichsam nur ein Weltreisender“. Nach dem Vortrag, zu dem Studenten und Kollegen aus anderen Universitäten kamen, gab es eine kompetente Diskussion - einschließlich des Vortrages der Hauptthesen einer eben zum Thema fertig gewordenen MA-Arbeit, die gottseidank mit meinen übereinstimmten.

Japanische Kultur, auf den Schultern mehrerer chinesischer „Renaissancen“ eigenständig weiterentwickelt in einem literarischen und ästhetisch-historischen Bewusstsein, das über 14 Jahrhunderte reicht, mit einem Nebeneinander von Shintoismus und Buddhismus, einer unvorstellbar reich differenzierten Kunst des Handwerks, der Skulptur und Architektur, einer Malerei-Tradition, die es an Raffinesse und Virtuosität jederzeit mit der europäischen aufnehmen kann; Japan, das sich der deutsch-französischen Kulturstandards seit Ende des 19. Jahrhunderts „bediente“ und seither offenbar den Weg in Moderne und Postmoderne mit reflektierten Schritten eines „internen Autoritarismus“ geht (das aber auch unliebsame Komponenten der Nationalismustradition keineswegs ganz erfolgreich überwunden hat), - es konkurriert auf vielen Wissenschaftsfeldern um die Weltspitze.



Wie sich die Hörsäle gleichen: Prof. Gebhard bei seinem Vortrag in Tokio

Man muß den Mut aufbringen, das Unvergleichbare zu vergleichen. Togo, bis 1918 deutsche „Musterkolonie“, die noch bis in die Nazizeit Gegenstand z. T. unsäglich brutaler und ideologischer Verfehmungs- und Verklärungsliteratur gewesen ist (vgl. dazu das Buch des in Bayreuth und Lomé habilitierten A. Paulin. Oloukpona-Yinnon), besitzt die Université du Bénin, deren Deutsche Abteilung mich für April zu einer Gastdozentur über Franz Kafkas Werk eingeladen hat. Überrascht vom Stadtbild: fast nur 1- bis 2-stöckige Häuser, überragt von einigen Spitzenhotels und der aus der deutschen Zeit stammenden neugotischen Kirche.

Der Universitätsbetrieb seit vielen Monaten lahmgelegt: Seit 5 Monaten haben Lehrer und Professoren kein Gehalt mehr bekommen; Stipendien werden nicht mehr ausbezahlt. Die Studenten streiken - aber es kommen doch ca. 50 zu den langen Kafka-Nachmittagen, wo ich über eine Einführung in die seelengeschichtliche Zerrissenheits-tradition Prags - von den Hussitenwirren über Österreichs Halbkolonialismus bis zu den Judenverfolgungen der Nazis - und über die familienpsychologische Stigmatisierung der Kafkas Brücken zur afrikanischen Situation zu schlagen suche.

„Kafkaesk“ - ein Name für Obrigkeitsdruck, Systemzwang, Undurchschaubarkeit von Macht,

Ausgrenzungszwängen und letzte Hilflosigkeit der isolierten Individuen. Darin sei, meinen die teilnehmenden Kollegen, Kafka gerade auch hier Realist! Teilnahme und Interesse für Deutsch, das zwar an den Lyzeen unterrichtet wird, aber eher als Denkschule und Elitennachweis aufgefasst wird, sind frappant. Man kommt, da die Universität nicht zur Verfügung steht, im Goethe-Institut zusammen. Einige Hörer betteln mich um „Romane“ (von Kafka) an, während ich nur etliche Bände der Erzählungen mitgebracht habe.

In der 2. Woche läuft die Kooperation mit den Studenten gut an. Einer der beiden Klassensprecher bringt ausführlich und exakt exzerpierte Lexikonartikel über Prometheus (und seinen milden, nicht-rebellischen Bruder Epimetheus) ins Hotel, wir bereiten eine gemeinsame Sitzung vor, erleben am Swimming Pool die große Auffahrt einer Hochzeit - in Prozessionsstil wird einmarschiert, wohl vorbereitete Toasts, aber auch - von Laien am Mikrophon gesprochene - Gebete erklingen, der Entrepreneur inszeniert professionell die Haltungen, Bewegungen und Küsse der Festgemeinschaft. Wir gehen zum Abendessen in das etwa 400 m entfernte Restaurant „Alt-München“ - wie lebendig, aber auch wie konzentriert-logisch weiß Gnon die Filmserie über das afrikanische Mädchen „Marimá“ zu erzählen! Ich genieße dieses fulminante Beispiel oraler Literatur und erwäge, den talentierten Jungen von Deutschland aus zu fördern.

Heimweg am Nachtwächter der wohlgepflegten Anlage vorbei. Vollmond über unabsehbar hohen Palmen. Nach 50 m knirscht plötzlich der Sand hinter uns: Zwei kleine Männer überrennen uns, blitzendes Messer, vor meinem Gesicht steht starr die Sichel - an der Jacke, am Hemd gepackt, Geldbörse aus der Hosentasche gezerrt. Mein kurzes Schreien erlischt von Faustschlägen gegen die Augen. Gnows kurzes Weinen. An seiner

Hand Rückkehr ins „Alt-München“. Polizei, der Gnon das Messer übergibt, mit dem er angegriffen worden ist. Hospital St. Joseph, z. T. Deutsch sprechende Ärzte nähern an Lid und Schläfe. In einem kühlen Zweitbettzimmer; der Afrikaner hat viel Besuch; langes Reden, langes Schweigen. In den ersten Tagen nur hörend - wie ein Besucher zwei Sprachen spricht, eine lebendige Alltagssprache, mit Schwüngen und Abklängen natürlich wirkender Lautungen. Dann plötzlich statuarisch veränderte Stimme: Sie wird tiefer, von unerhörter Sonorität, beschwörend-pastoral, eindringlich bis zur Besitzergreifung, mit voluminösen Verschlusslauten pochende Predigt-Sprache, in der immer wieder, ban-nend-langsam, das Wort „Christos“ auftaucht. Ostern! Bann der animistisch-oralen Beschwörung, schauernd nächtlich-afrikanische Stimme, die Heilung versucht. Französische Segensformeln am Ende. Pause. Nun erdröhnt die Dringlichkeitsstimme vor meinem Bett: gepresste Explosive, wie Fahnen geschwungene Vokalisationen, Klang-Drama in dunkler Männerlage. Nach langer Zeit Segensformeln für mich.

Ich erfahre von Gnon: Dorf-Heimat in Nord-Togo; Tod des Vaters vor einem Monat; 8 Kinder (der andere Klassensprecher hat 16 Geschwister). Gnon hat keine Mappe für seine Bücher. Auch keinen Stuhl; er lernt auf der Holzliege. Er steht an der Wende vom Animismus zum Katholizismus: Mit Freunden am Morgen in abgelegenen Raum auf dem Campus, wo sie Kraft zu, aus christlichen Liedern zu nehmen suchen.

Die Professoren haben beim Hospitalbesuch Angst, man könnte den goldenen Fisch, den man da geliefert bekommen hat, zur Sanierung der Finanzen länger festhalten. Zu meiner Freude dringen sie beim genau behandelnden afrikanischen Ophthalmologen nicht durch. Aber die Entlassung wurde ein Kafka-Drama: Mehrfach freigegeben,

mehrfach zum Bleiben verdonnert - erst als das Geld des Botschafters ankam, Freilassung. Ähnlich 2 Tage später aus dem Hotel nur freigegeben, nachdem der Kanzler der Botschaft in Bar bezahlt hatte. Eyademas Herrschaft seit 1967. Man spricht von 60 Kindern. Hier ist nicht der Ort, Strukturen der Clan-Kultur - Kultur des allgegenwärtigen Misstrauens, des real existierenden Kafkaismus zu schildern (Anklageerhebung bei der Polizei, von den Beamten mit Misstrauen angegriffen wurde sofort Gnon; ridiculisiert beim 2. Besuch der begleitende Professor, der alle Frustrationen präzise prophezeit hatte: Meine Forderung, zum Chef vorzudringen, wurde zunächst da-

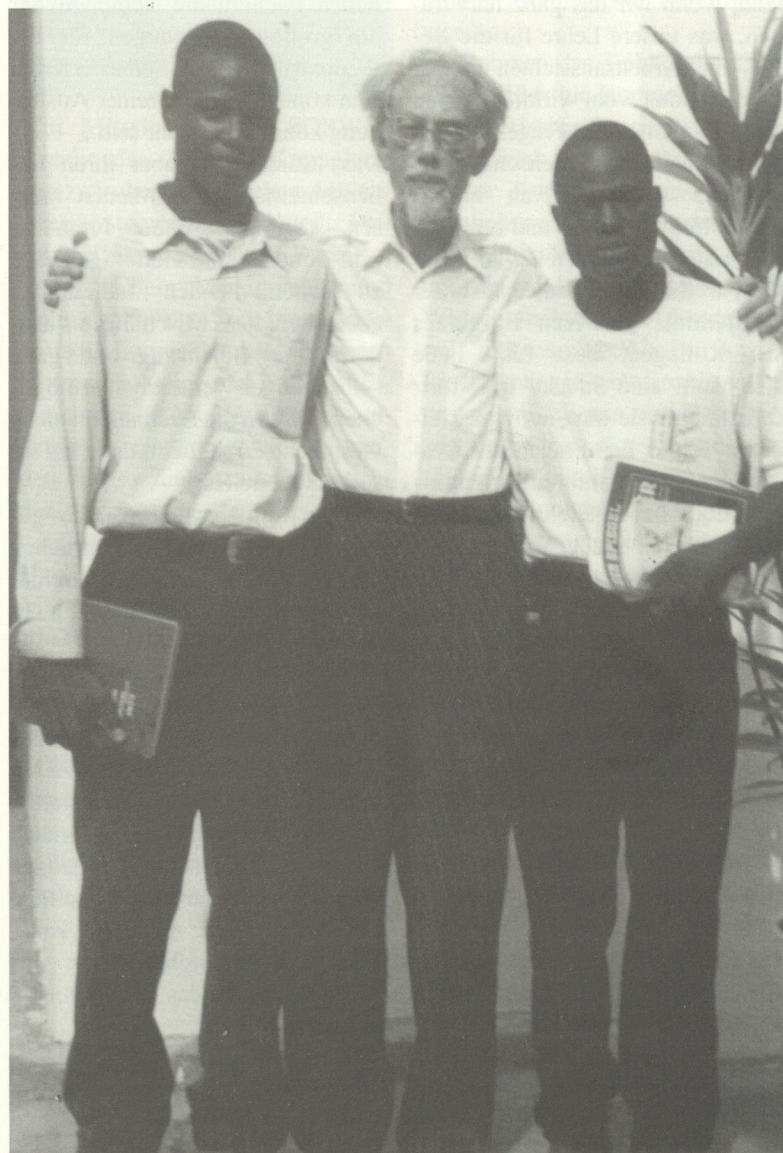
mit quittiert, wir hätten doch seine Unterschrift auf dem Anklagebogen gesehen, also auch ihn). Beim Coca-Cola in der Wellblechhütte sehen wir eine Soldateneinheit in Reih und Glied marschieren. Man hatte mich allgemein gewiegt in Sicherheit in Lomé: Bei uns gibt es keine Überfälle. In der Nacht des Überfalls wurde ein Mitglied der gabunischen Botschaft erschossen. War ich in den ersten Tagen versucht, die eindrucksvollen Reste der deutschen Landungsbrücke am Strand zu fotografieren, wussten die Taxifahrer, als ich mit blauem Gesicht mitfuhr, auf die Leute unter den Strandpalmen deutend: „Les bandits!“ - Die Auflösung der Staatsgewalten, der staatlichen Si-

cherheit schreitet, wie jüngst ein Artikel in der ZEIT kartographisch vorführte, anscheinend unaufhaltsam fort. Seit die EU sich aus Förderungen zurückgezogen hat, sind weitere schwache Stützen des Erziehungs- und Bildungsaufkommens abgebrochen. 4 Wochen hatten die Studenten von Lomé im ganzen Studienjahr Unterricht. - Mein erster Doktorand, Prof. Dr. Manuel Muranga, schreibt mir aus Kampala, wohin er mich seit längerem eingeladen hat, leider könne niemand dort garantieren, daß so etwa nicht geschehe.

Ich hatte in meiner kurzen Abschiedsvorlesung ohne Buch aufgerufen zum Aufbau von Solidarität, zur internen Kooperation, zur Reife der Rebellion, zum Mut zur Kultur. Man bat mich, Denk-Sätze auf die Schreibblöcke zu schreiben; ich bevorzugte von Kafkas beilscharfen Sätzen jenen frühen aus den Betrachtungen, in dem er nach der Verbindung unter den Menschen fragt und feststellt, die „beispielloseste“ Verbindung sei die durch Demut, allerdings nur bei unablässiger Demut. - Das Unangemessenste wäre die Flucht vor Afrika. Afrikanische Jugend braucht Ermutigung auf dem langen und einsamen Weg in eine wie auch immer „globale“ Moralkultur. Studenten aus Lomé bitten um Briefkontakte. Ich bitte - und ich komme damit wieder an die Öffentlichkeit wie jener unzählige Male abgewiesene Sechste, der sich neben die Fünf stellen möchte, die da „gerade aus einer Türe gekommen sind“ - um Unterstützung für qualifizierte und fortgeschrittene Studenten - vielleicht für Gnon, der auch nicht das Geld hat, sich zu temporärem Gebrauch eine E-Mail-Gelegenheit zu kaufen.

Ich wäre dankbar für Zuschriften an meine Privatadresse Mebartweg 8, 95445 Bayreuth, Telefax 43933.

□



Freundschaftliche Bande: Der bayreuther Emeritus mit Studenten der Université du Bénin.

Engagierte Bemerkungen

Peter Klotz

Die Institution des Studiendekans ist zu Anfang ganz besonders im Zusammenhang mit der Bewertung universitärer Lehre, mit der Evaluation der Lehrenden diskutiert worden. Über Sinn und Nicht-Sinn dieser Evaluation ist viel Vernünftiges geschrieben worden. Die ersten Erfahrungen lehren, dass Evaluationsfragebögen durchaus einige brauchbare Ergebnisse bringen, insbesondere was die allgemeine Zufriedenheits-Seele-Lage angeht.



Professor Dr. Peter Klotz ist Studiendekan der Sprach- und Literaturwissenschaftlichen Fakultät.

Sensibler, so meine ich beobachtet zu haben, reagieren meine Kolleginnen und Kollegen auf die in unserer Fakultät durchgeführten Veranstaltungsstatistik, legt sie doch recht schonungslos offen, wie das Wahlverhalten, das Interesse, eventuell die Brauchbarkeit des je eigenen Angebots in den Augen der Studierenden ist - und welche Akzeptanz wir Lehrende erfahren. Diese Statistik hält schlicht und einfach fest, wie viele Studierende jeweils in den Seminaren und Vorlesungen sitzen und arbeiten. Damit spiegelt sich in gewissem Rahmen, wie wichtig ein Thema genommen wird, eventuell, aber nicht unbedingt, wie beliebt ein Kollege, eine Kollegin ist. Es zeigt sich aber auch, welche Zeiten von den Studierenden angenommen werden und welche nicht. Wichtiger noch erscheint mir die durchschnittliche Belegung der Seminare, legt sie doch offen, wie das numerische Verhältnis Lehrende - Studierende sich gestaltet, und es lässt sich der Hinweis ableiten, wo Lehrkapazität eventuell anders eingesetzt werden kann. Aber das letzte gilt natürlich nicht immer, denn es gibt ja Sach- und Studienverlaufszwänge. Allgemein lässt sich für die Sprach- und Literaturwissenschaftliche Fakultät sagen, dass die institutionellen Lehrbedingungen gut bis ausgezeichnet sind, die Zufriedenheit der Studierenden mittel bis sehr gut, der Betreuungsfaktor so

individuell wie kaum irgendwo sonst in Deutschland, das Studienangebot vielfältig - wenn es nur in seiner ganzen Vielfalt über die studentischen Trampelpfade der Auswahl siegen würde...

Das Dilemma ist ja nicht, dass wir gut rezipiert und angenommen werden möchten, das Dilemma stellt sich ein, wenn wir an unsere wissenschaftlichen Ansprüche denken, wenn wir wieder einmal kritisch Augenmaß von unserer Persönlichkeit nehmen, - und nicht zuletzt, wenn wir uns ganz hart fragen, was unsere Lehre für die Berufs- und Arbeitsaussichten unserer Studierenden wohl wirklich leisten wird. Die Liste der Fragen an uns selbst, an unser Wissenschaftsverständnis überhaupt, an unsere hochschuldidaktische und seminar-methodische Kompetenz, an unser Gespür für junge Leute, an unser Verständnis positiven Ehrgeizes von Kollegen, diese Liste ließe sich wohl eine Strecke weit fortführen, aber sie wäre nur zum kleineren Teil in den Fragen der Evaluationsbögen unterzubringen. - Und doch haben alle diese Fragen sehr, sehr viel mit der Wirkung, mit dem Erfolg unserer Lehre zu tun. Wir werden, so stellen wir fest, auf jene alten Komponenten zurückgeworfen, die gute Lehre schon immer ausgemacht haben: Sachkompetenz, Einfallsreichtum bei Modellen und Beispielen, persönliche Nähe und Distanz zu den Studierenden sowie schließlich vernünftige institutionelle Bedingungen. Die eigentliche Leistung der Evaluationsbögen, wie immer sie gestaltet sein mögen, liegt im Gesprächsangebot, das sie auslösen können, und zwar nicht nur zwischen Lehrenden und Studierenden, sondern in diesen Gruppierungen selbst. Alte Probleme werden dabei sichtbar, so z.B. die Frage, in

wie weit Studierende Themen annehmen, die sperrig erscheinen oder die nicht auf den geraden, sondern auf den schwierigen, auf den „anderen“ Weg zum Ziel verweisen. Bei Gesprächen darüber stellen sich allzu leicht Klischees ein. Aber es ist der Mühe wert, sich wieder einmal auch mit diesen Themen auseinander zu setzen. - In den geisteswissenschaftlichen Fächern herrscht alles in allem ein geringer Verschulungsgrad, so dass noch immer große Freiheiten im Studium angelegt sind, die zu nutzen und zu füllen freilich hochgradig selbständige Studierende voraussetzt, was nicht so oft gegeben ist. Auch der Studienberatung sind hier Grenzen gesetzt, da - grosso modo - in den geisteswissenschaftlichen Fächern die Seminare nur die großen Anregungen für die Weiterarbeit in den Semesterferien sein können; Stätten reiner Ausbildung können sie nicht sein.

Dass Studierende aber ihren Lebensunterhalt oft verdienen müssen, stört das „schöne Freiheitsbild“, und so sind vielfältige Wege zu suchen, die den Studierenden eben doch diese Mischung aus akademischer Belehrung und ganz selbständiger Weiterarbeit ermöglichen. - Wenn die Evaluation solche Gespräche ermöglicht, dann hat sie schon viel geleistet.

Gut Verwaltbares und manches gut Herzeigbare geht in die jährlichen Lehrberichte ein. Doch sie schlagen andere Wege ein, die hier nicht Thema sind.

Schließlich, so scheint mir, erhält der Studiendekan im Laufe der Zeit die Zuschreibung der Rolle eines Ombudsmannes, der in vielen Konflikt- und Organisationsfällen um Rat und Vermittlung, besonders von den Studierenden, angegangen wird und der dann recht of helfend oder schlichtend reagieren kann. Und das ist sicher nicht das Schlechteste für das Funktionieren einer Fakultät. □

Bayreuth bei FORWIN dabei

Holger Viehmann

Der Bayreuther Wirtschaftsinformatiker Professor Dr. Armin Heinzl gehört dem am 5. Juni 2000 in Nürnberg durch Wissenschaftsminister Hans Zehetmair feierlich eröffneten und neu geschaffenen Forschungsverbund Wirtschaftsinformatik (FORWIN) an. In diesem Verbund haben sich mit Mitteln der High Tech-Initiative sieben der 13 bayerischen Wirtschaftsinformatik-Lehrstühle zusammengeschlossen. Neben Professor Heinzl sind in dem Verbund Professoren der Universitäten Bamberg, Erlangen-Nürnberg, Regensburg und Würzburg vertreten.

Im Mittelpunkt von FORWIN steht das Thema „Koppelung von zwischenbetrieblichen Anwendungssystemen“, das aktuelle Fragen aus den Bereichen E-Business, Supply Chain Management und Component Ware integriert. Hierbei soll Entwicklungen, die einen Nutzen für kleine und mittlere Unternehmen (KMU) stiften, besonderes Augenmerk gewidmet werden. Diese Zielsetzung entspricht der Ausrichtung der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Bayreuth, die über das Mittelstandsforschungsinstitut BF/M traditionell sehr mit der oberfränkischen Wirtschaft und den dort anzutreffenden KMU zusammenarbeitet.

FORWIN wird in fünf Projektkategorien gegliedert, um die Forschungsarbeiten synergetisch verbinden zu können. Innerhalb dieser fünf Projektkategorien wurden 15

Teilprojekte gebildet, die im Rahmen des Verbundes bearbeitet werden sollen. Zwei dieser Teilprojekte werden von Professor Heinzl geleitet, dem dafür etwa 1,1 Mio. DM des Gesamtbudgets von 9,5 Mio. DM für die Jahre 2000 bis 2002 zur Verfügung stehen. Mit diesen Mitteln kann neben den erforderlichen Investitionen in Hardware und Software die Einstellung von zwei weiteren hochqualifizierten wissenschaftlichen Mitarbeitern vorgenommen werden, die die Bayreuther Teilprojekte durchführen werden.

Im Rahmen des Teilprojekts FLEXIKO (Flexible Kopplung interorganisatorischer Geschäftsprozesse) sollen Werkzeuge zur Planung effizienter Kopplungen zwischenbetrieblicher Geschäftsprozesse und zur Flexibilitätssmessung entwickelt werden. Am Lehrstuhl für Wirtschaftsinformatik wurden bereits mehrere Arbeiten im Bereich Prozessmanagement insbesondere unter dem Einsatz von Petri-Netzen und Simulationssystemen erfolgreich durchgeführt. Zudem werden Genetische Algorithmen zur Optimierung von komplexen Problemen entwickelt, die sich bisher als sehr vielversprechend erwiesen haben.

Bei dem zweiten Teilprojekt DiViCom (Diffusion und betriebswirtschaftliche Nutzeffekte von Virtual Communities: Kooperationsnetzwerke von Kleinbetrieben) soll untersucht werden, welche Faktoren für die Verbreitung von virtuellen Gemeinschaften maßgeblich sind, wie die Verhandlungspotentiale zwischen Anbieter und Nachfrager beeinflusst werden und wie sich das Vorhandensein einer virtuellen Gemeinschaft auf den Geschäftserfolg eines Anbieters auswirken kann. Zu diesem Zweck soll eine geeignete technologische Plattform

geschaffen werden, die reale Kooperationsnetzwerke mit individuellen Lösungen unterstützt. Auch in diesem Bereich existieren eine Reihe von Vorarbeiten am Lehrstuhl, auf die zurückgegriffen werden kann. Neben einer Reihe von Diplomarbeiten zu diesem sehr aktuellen Thema ist auf ein Promotionsprojekt, das die Diffusion von Electronic Commerce (E-Commerce) in Handelsunternehmen untersucht, zu verweisen.

Neben der Forschung sind innerhalb von FORWIN ein Bibliotheksverbund und ein Lehrverbund vorgesehen. Der Bibliotheksverbund ermöglicht eine erhebliche Verbesserung des Angebots an fachspezifischen elektronischen Fachinformationen und Volltextdatenbanken, die allen Bayreuther Lehrenden und Lernenden zur Verfügung stehen werden. Dabei wird an die Erkenntnisse des zwischen 1998 und 2000 durchgeführten Teilprojekts Metasearch angeknüpft, bei dem eine Suchmaschine für das parallele Auffinden von Literaturquellen im WWW entwickelt wurde. Metasearch war Bestandteil des Projekts MEILE (Multimediaeinsatz in der Lehre), das von 1998 bis 2000 erarbeitet wurde. Im Lehrverbund soll ebenfalls die in MEILE erarbeitete Kompetenz im Teleteaching weiter ausgebaut werden. In der Vergangenheit wurden vom Lehrstuhl für Wirtschaftsinformatik in Zusammenarbeit mit dem Hochschulrechenzentrum bereits Teleseminare und Fernvorlesungen über das Internet angeboten. □

Mit Artificial Life (AL) wird eine Forschungsrichtung beschrieben, die sich um die Voraussetzungen kümmert, die künstliche Systeme erfüllen müssen, um als lebend angesehen werden zu können. Der wichtigste Gesichtspunkt ist dabei, wie diese künstlichen Systeme untereinander oder mit ihrer Umwelt interagieren. Von den materiellen Substraten (wie der Kohlenstoffchemie beim „realen Leben“) wird dagegen meistens abstrahiert. Einer der Begründer der AL-Forschung, Chris Langton, hat zur Umschreibung des Gebiets die griffige Formel „Life as it could be“ gefunden.

Nach zaghaften Anfängen in der zweiten Hälfte der Achtziger Jahre, bei denen es immer wieder um eine Abgrenzung vom ungleich älteren und etablierteren Gebiet der Artificial Intelligence (AI) ging, hat sich AL inzwischen zu einem veritablen Forschungsfeld entwickelt, in dem etliche Hundert Wissenschaftler arbeiten. Zwei regelmäßig in jährlichem Wechsel stattfindende internationale Konferenzen, die meist in den USA stattfindende *Artificial Life* und das europäische Pendant *European Conference on Artificial Life*, belegen diese Entwicklung.

Auch in Deutschland gibt es Aktivitäten auf diesem Gebiet. Die beteiligten Wissenschaftler stammen aus Informatik, Physik, Biologie, Medizin, Maschinenbau, Robotik, Halbleiterforschung, Psychologie, Philosophie und Ökosystemforschung. Regelmässige Treffen dieser heterogenen Gruppe in der Form von Workshops (mit 30 bis 50 Teilnehmern) bieten intensive Diskussionsmöglichkeiten. Die vierte Ausgabe dieses „German Workshop on Artificial Life“ (GWAL) fand Anfang April im Wissenschaftszentrum Thurnau der Universität Bayreuth statt. Er wurde vom Lehrstuhl Ökologische Modellbildung des Bayreuther Instituts für Terrestrische Ökosystemforschung (BITÖK) organisiert.

Artificial Life in der

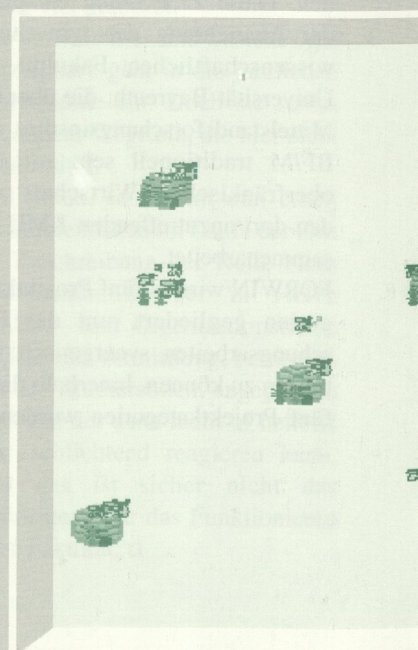
Holger Lange

Neben hardwarenahen Aufgabenstellungen wie der Robotik und dem Moleküldesign (oft als *wetware* bezeichnet) dominieren vor allem Computersimulationen das Feld. Hierbei kann man zwei Kategorien unterscheiden. Zum einen rein artifizielle Systeme ohne konkretes Vorbild, die aber wesentliche Merkmale lebender Systeme aufweisen. Dazu gehören z.B. Reproduktionsfähigkeit, Metabolismus, endliche Lebensdauer, Konkurrenz um Ressourcen oder im evolutionären Kontext Mutation und Selektion. Zum anderen versucht man konkrete biologische (oder auch kulturelle) Systemvorbilder in ihren Kerneigenschaften mit völlig neuartigen Techniken nachzubilden. Modelle dieser zweiten Kategorie werden auch am Lehrstuhl Ökologische Modellbildung entwickelt und eingesetzt.

Beim ersten Typ von Anwendungen geht es um biologische Problemlösungsstrategien, die sich nachprogrammieren lassen. Es wird in der Regel eine Anzahl von Individuen betrachtet, die ein Spektrum von Fitnesswerten aufweisen; existieren mehrere konkurrierende Spezies (die im einfachsten Fall durch unterschiedliche Ressourcen-Nutzungsstrategien unterschieden sind), entsteht eine Art virtuelle Ökologie (der Begriff „computational ecosystems“ tauchte bereits in der Literatur auf). Vielleicht entsteht später das neue Gebiet der *Artificial Ecosystems*, etwa auf der Basis des Internets. Bekannt sind aus dieser Kategorie die unter dem Schlagwort „Krieg der Kerne“ zusammengefassten Modelle, bei denen Assemblerprogramme um Speicherplatz oder Rechenzeit in ihrem Host-Computer kämpfen. Prototypen dieser Modelle sind „tierra“ von Tom Ray und „avida“ von Adami und Mitar-

beitern. Die oft nur aus wenigen Anweisungen bestehenden Programme können sich an freie Stellen im Hauptspeicher kopieren, neue Anweisungen hinzufügen oder alte löschen, erleiden aber auch Spontanmutationen, die lethal sein können (Programm nicht mehr ausführbar). Ihre Fitness ist z.B. proportional zur Anzahl der pro Zeiteinheit von diesem Programm ausgeführten Anweisungen. Je nach Heterogenität der Ressourcenverteilung kann eine dominante Spezies auf lange Sicht überleben, oder es kommt zu Nischenbildung und Koexistenz. Unter welchen Randbedingungen erreicht das System stationäre Endzustände oder evolviert (scheinbar?) ständig weiter? Die Beantwortung dieser Frage nach der Existenz von „open-ended evolution“ in den Modellen hat sich als überraschend schwierig herausgestellt.

Modernere Varianten dieser Modelle sind Systeme aus sogenann-



Ökosystemforschung

ten mobilen Software-Agenten. Das sind Programme, die zunächst keine spezielle Aufgabe bekommen und mit relativ unspezifischen Fähigkeiten, aber Lernkapazitäten ausgestattet sind und z.B. in einem lokalen Netzwerk oder auch weltweit (Internet) migrieren können. Es können so komplexe Gemeinschaften aus solchen Agenten aufgebaut werden, in denen soziale Dilemmata von Kooperation und Konkurrenz um öffentliche Güter u.ä. auftauchen, die beobachtete Merkmale von Sozialsystemen widerspiegeln.

Es existiert auch ein verteiltes System von Agenten, die Kommunikation treiben und dazu sich erst auf eine (Kunst-)Sprache einigen müssen, anscheinend mit einigem Erfolg und vielleicht nach ähnlichen Prinzipien wie bei der Entstehung menschlicher Sprache. Dieses sogenannte *Talking Heads Experiment* stammt von Luc Steels von der Universität Brüssel. Weitere

Beispiele sind Wissensagenten, die selbsttätig das Internet nach bestimmten Inhalten durchsuchen, oder persönliche Agenten, die auf das Profil einzelner menschlicher Benutzer zugeschnitten sind und ihrem „Besitzer“ vielversprechende Kontakte anbieten. Es scheint sich ein enormes Anwendungspotential für Agentensysteme abzuzeichnen.

In der zweiten Kategorie geht es um den Einsatz von Softwaretechniken zur Analyse biologischer und kultureller Systeme. Es wird oft versucht, beobachtetes Konkurrenz- oder Sozialverhalten zu simulieren, z.B. um einen Minimalatz von notwendigen Eigenschaften zu ermitteln, die Modelle besitzen müssen, um das gewünschte Verhalten zu zeigen. Komplexe Organismengemeinschaften wie Honigbienen (Fig. 1) oder Ameisen lassen sich so in ihrem wesentlichen Sozialverhalten nachbilden. Solche Simulationen werden z.B. von einer Gruppe aus Informatikern und Biologen an der Universität Würzburg durchgeführt. Auch an der Universität Bayreuth werden (humane) soziale Dynamiken mit AL-Techniken untersucht (Institut für Philosophie, Prof. Dr. Rainer Hegselmann). Es gibt auch einen flexiblen „Programmierungsbaukasten“ namens SWARM, der Multi-Agenten Systeme verschiedenster Architekturen zu konstruieren gestattet.

Am Lehrstuhl Ökologische Modellbildung werden Waldwachstumssimulatoren entwickelt und eingesetzt, die eine realistische Repräsentation eines aufwachsenden Waldbestandes vor allem in visueller Hinsicht gestatten. Hierbei interessiert allerdings weniger die Sicht des Biologen, sondern die des Försters: welche Elemente bei welchem Grad von Konkretheit

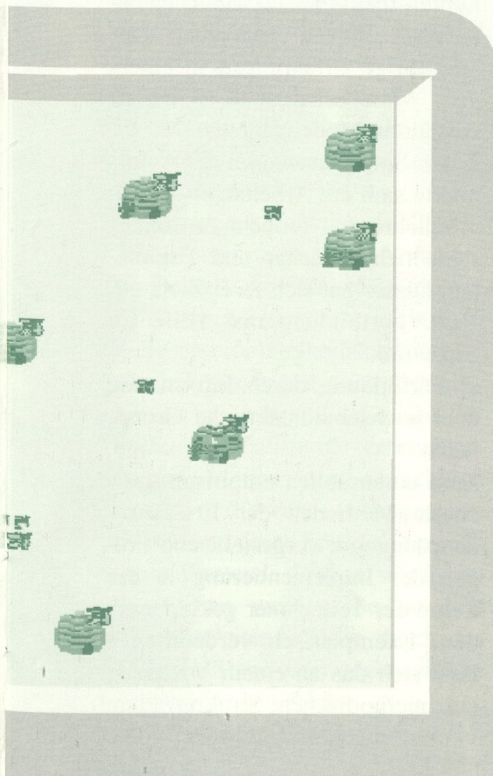
müssen die Simulationen aufweisen, damit der Ökosystem-Praktiker sie als Abbild seiner täglichen Erfahrungen wahrnimmt? Wie geht der wirtschaftende Mensch mit dieser Art von natürlichen Systemen um?

Zwar weist das Modell damit Merkmale eines Flugsimulators für Förster auf, die Analyse der Aktionen des handelnden Menschen dreht den Informationsfluss üblicher AL-Simulationen allerdings um: den wichtigsten Input liefert der *Modellbenutzer*. Die Modellierer bekommen die Aufgabe, die Aktionen des Nutzers zu analysieren, um ein Verständnis dafür zu entwickeln, warum es möglich ist, erfolgreich und über lange Zeiträume mit einem aus wissenschaftlicher Sicht derart komplexen System zu interagieren. Dabei steht das Waldökosystem nur prototypisch für vom Menschen genutzte Systeme.

Im allgemeinen Kontext untersuchen wir evolutionäre Veränderungen von Systemen, die sich ihre Umgebung selber schaffen, und die Anpassungsleistungen des Menschen darauf. Kann die kontinuierliche Interaktion zwischen Agenten und einer koevolvierenden Umgebung noch in kausale Beziehungen zerlegt werden? Welche Rolle spielt Gedächtnis in Modellen derartiger Interaktionen? Zur Beantwortung dieser Fragen werden u.a. Verfahren zur Mustererkennung vorhandener zeitlicher und räumlicher Strukturen eingesetzt, die ebenfalls aus den Gebieten AL und AI stammen.

Vielleicht kommt man so dem Ziel näher, das menschliche Umwelthandeln auf wenige Prototypen zurückzuführen, die je nach Umgebung oder vorgefundener Ökosystemstruktur zur Anwendung gekommen sind. Der Umgang mit der Natur erscheint so als Lernproblem und die Artificial Life Methoden als ausgezeichnetes Mittel, die vom Menschen gefundenen Lösungen dieses Problems wissenschaftlich nachzuvollziehen. □

Abb. mitte:
AL-Simulation des Ausbreitungsmechanismus der Varroa-Milbe *Varroa jacobsoni* auf interagierenden Bienenstöcken (als Koben gezeichnet) und transportieren so das Virus.
Mit freundlicher Genehmigung von F. Kluegl (Univ. Würzburg).



Lehren will gelernt sein

Hans-Georg Hüber

Die Verbesserung der Lehre ist notwendig

„Die Hölle der neuen Hochschulverhältnisse wird nicht erträglicher, wenn man die Teufel durch Didaktiker ersetzt!“ Hochschuldidaktik ist „schiere Zeitverschwendung!“, ein „Marterwerkzeug“ ja sogar eine „Heimsuchung der Universitäten“. Diese nicht neue Einschätzung des Konstanzer Philosophen J. Mittelstraß ist verbreitet und verständlich, denn Bemühungen um die Verbesserung der universitären Lehre gehen zu Lasten der Forschung. Dennoch, vor dem Hintergrund der heutigen Anforderungen an universitäre Lehre erscheinen diese Äußerungen unzeitgemäß. Die aktuellen Bestrebungen zur Studienzeitverkürzung und die Qualifizierung universitärer Lehre im Rahmen der Evaluation erhöhen das Gewicht der Lehre zu Recht. Dr. Hans-Georg Hüber, Akademischer Oberrat am Lehrstuhl Grundschulpädagogik, berichtet hier über bisherige Anstrengungen sowie zukünftige Notwendigkeiten und Vorschläge zur Verbesserung der Lehre.

In diesem Zusammenhang ist es vor allem ein evolutionstheoretisches Argument, das die Notwendigkeit stärkerer Gewichtung der Lehre fundiert: Die biologische Evolution des menschlichen Gehirns hält mit der sich beschleunigenden Evolution des Gesamtwissens, die unsere Informationsgesellschaft kennzeichnet, nicht Schritt. Entsprechend vergrößert sich die Kluft zwischen dem (stammesgeschichtlich gesehen) relativ konstanten kognitiven Vermögen jedes einzelnen Menschen und der exponentiellen Wissensentwicklung dramatisch. Das heißt, dass jeder Einzelne von dem in seiner Lebenszeit vorhandenen Wissen relativ weniger lernen kann, als das Menschen früherer Epochen möglich war.

Vor diesem Hintergrund gewinnt vor allem die Frage nach der Auswahl der Wissensinhalte eine zunehmende Bedeutung. WAS soll angesichts der beschriebenen Situation gelernt werden? Eine Antwort ist nur möglich, wenn begründet wird, WESHALB denn etwas für das gesellschaftliche,

berufliche und private Leben wichtig ist und warum auf anderes verzichtet werden soll. Erst im Anschluss an die Bestimmung relevanter Lerninhalte stellt sich die Aufgabe der Gestaltung von Lehre: WIE soll gelehrt werden? Kann etwa eine optimale Gestaltung der Lehre die individuellen Lerngenesen der Studierenden verbessern? Lassen sich durch effizientere Methoden der Wissensvermittlung evtl. sogar die Effekte der o.g. Relation von begrenzter Lernkapazität und Informationsflut kompensieren?

Weil die Bestimmung von Lehrinhalten, deren bildungstheoretische Begründung sowie alle Fragen der Planung und Durchführung von Lehre die drei zentralen Bereiche der wissenschaftlichen Didaktik darstellen, wird klar, dass die didaktische Fragestellung gleichsam quer zur allen anderen Wissenschaften liegt, wenn es darum geht, deren Inhalte zu lehren. Jeder Wissenschaftler - welcher Disziplin er auch angehört - hat für seine Lehre didaktische Entscheidungen getroffen, seien diese für die Lehre günstig oder nicht.

Geht man nun davon aus, dass die Gestaltung guter Lehre gelernt werden kann und ein sicher nicht unerheblicher Teil der derzeitigen Lehre an den Universitäten verbesserbar ist, dann erscheint ein Angebot zur Optimierung der didaktischen Kompetenzen für viele Hochschullehrer sinnvoll. Insofern macht es Sinn, dass das neue bayerische Hochschulgesetz im Artikel 2 Absatz 2 die Universitäten ausdrücklich anhält, „geeignete Veranstaltungen“ zum „Erwerb der pädagogischen Eignung für eine Professur“ anzubieten - ein Auftrag, der vernünftiger Weise auf alle mit akademischer Lehre Beauftragte auszuweiten ist.

Bisherige Bestrebungen an der Universität Bayreuth

An der Universität Bayreuth wurden die Zeichen der Zeit schon relativ früh erkannt. Seit mehreren Jahren gibt es hier zwei fakultäts- bzw. fächerübergreifende Aktivitäten, die eng miteinander kooperieren und sich zum Ziel gesetzt haben, Hochschullehre durch Fortbildung interessierter Kolleginnen und Kollegen zu verbessern. Dies geschieht durch Angebote mit folgenden Schwerpunkten:

1. Seit Juni 1997 wurden auf Initiative des Konvents der wissenschaftlichen Mitarbeiter mehrere hochschuldidaktische Kurse durchgeführt. Ihr Schwerpunkt lag in den Bereichen Rhetorik und Kommunikationstraining. Teilnehmer waren vor allem Habilitanden, aber auch sonstige Angehörige des akademischen Mittelbaus und Professoren. Finanziert wurden diese Kurse durch den Universitätsverein und die Hochschulleitung sowie durch Eigenbeteiligung der Teilnehmer.

Weil Profis an der Universität Bayreuth für diese Fortbildung nicht bereitstanden, wurden mit der Durchführung Experten des „Pro-Lehre“ Teams der TU München beauftragt. Diese verfügen über langjährige Erfahrungen in einem vom Wissenschaftsministerium finanzierten Modellversuch.

2. Im Sommersemester 1998 formierte sich ein Arbeitskreis Hochschullehre aus Teilnehmern unterschiedlicher Fächer und Fakultäten. Dieser hat sich zwei Ziele gesetzt: Fortbildung und Hilfe im Einzelfall.

a) Fortbildung durch Information über hochschuldidaktische Grundlagen

Zum einen sollen empirisch gesicherte Methoden der Erwachsenenpädagogik vorgestellt und Fragen der Implementierung in der Lehre der Teilnehmer geklärt werden. Exemplarisch verdeutlichen lässt sich das an einem Vorschlag zur methodischen Strukturierung von Lehrveranstaltungen: Die

Lerneffekte bei den Studierenden lassen sich deutlich verbessern, wenn nach nicht zu langen Abschnitten der Informationsaufnahme gezielt Phasen der subjektiven Informationsverarbeitung in Vorlesungen und Seminare integriert werden. Bedingung für diese „Architektur“ von Veranstaltungen ist allerdings, dass die Studierenden in den Verarbeitungsphasen inhaltlich exakt auf die zuvor vermittelten Informationen abgestimmte Arbeitsaufträge erhalten.

Die gut besuchte Fortbildungsveranstaltung von Prof. Diethelm Wahl im Sommersemester 1999 ist hier einzureihen. Sie informierte in diesem Zusammenhang über Aktivitäten und Erfolge an der Hochschule Weingarten.

b) Einzelfallhilfe

Zum anderen begreift sich der Arbeitskreis Hochschullehre als eine Art Selbsthilfegruppe von gegenwärtigen und angehenden Hochschullehrern, in der es darum geht, sich wechselseitig bei der Lösung aktuell anstehender Probleme in der eigenen Lehre zu unterstützen. Im Mittelpunkt stehen hier die Probleme, welche die einzelnen Teilnehmer in ihrer eigenen Lehre selbst bereits erkannt haben. Ausgangspunkt ist deshalb stets die Darstellung des als problematisch eingeschätzten Ausschnitts einer Vorlesung oder eines Seminars durch den betreffenden Teilnehmer.

Angesetzt wird also an den darauf bezogenen Fragen nach Verbesserungsmöglichkeiten. Gemeinsam wird anschließend versucht, die Ziele und die methodische Anlage zu analysieren und nach Optimierungen zu suchen, die für den Betreffenden realisierbar erscheinen. Diese Verbesserungsvorschläge können in die Veranstaltungen einfließen und deren Effekte oder evtl. neu auftretende Fragen wiederum besprochen werden. So ist eine praxisbegleitende Hilfe durch das Team im Sinne einer gegenseitigen Supervision gegeben.

Überlegungen für die Zukunft

Die Darstellung der bisherigen Aktivitäten an der Universität Bayreuth belegt das über alle Fakultäten verbreitete Interesse an der Verbesserung der Lehre sowie mehrjährige Erfahrung und Erfolge bei der Durchführung dieser Fortbildung. Diese zweifellos positiven Seiten können jedoch nicht über die Grenzen und Schwächen hinwegtäuschen, die mit dem bisherigen Angebot verbunden sind: Es orientiert sich überwiegend an den Kompetenzen der Referenten und Trainer und weniger an den zum Teil recht heterogenen Bedürfnissen der Teilnehmer. Das ist besser als nichts und für den Anfang hilfreich. Auf Dauer allerdings erscheint ein differenzierendes Konzept, das spezifisch auf die Bedürfnisse unterschiedlicher Teilnehmer bzw. Teilnehmergruppen einzugehen vermag, erfolgversprechender zu sein.

Voraussetzung dafür ist jedoch zweierlei: Zum einen müssen Fortbildner gesucht und gewonnen werden, die entsprechend qualifiziert sind. Das heißt, diese müssen den je speziellen Stand der hochschuldidaktischen Entwicklung der einzelnen Teilnehmer erkennen, ihr Fortbildungsangebot differenziert darauf ausrichten und mittels entsprechender Methoden der Erwachsenenbildung professionell gestalten können. Zum anderen muß ein Organisationsrahmen geschaffen werden, der eine vernünftige inhaltliche und zeitliche Koordination der Fortbildungsabschnitte im Sinne eines differenziert adressatenorientierten Fortbildungsprogramms ermöglicht.

Dazu ist allerdings eine professionelle Konzeptionierung erforderlich, die die Möglichkeiten der momentan Beteiligten deutlich übersteigt. Bisher werden die Aufgaben von mehreren Kolleginnen und Kollegen zusätzlich zur regulären Lehr- und Forschungsverpflichtung geleistet. Um ein wirklich qualifiziertes Angebot zur Verfügung stellen zu können, erscheint

aber eine personelle Unterstützung unabdingbar. Diese hätte neben der Betreuung und weiteren Bekanntmachung des laufenden Programms Koordinationsaufgaben in folgenden Bereichen:

- Fortbildung von Kolleginnen und Kollegen durch Informationsveranstaltungen zur Hochschullehre, zu studentischem Lernen, zur Planung und Durchführung von Lehre, zu neuen Lehr- und Lernformen, zur Analyse von Problemen in Veranstaltungen, zur Präsentation und Veranschaulichung der Lehrinhalte usw.

- Beratung von Kolleginnen und Kollegen vor Ort durch externe (evtl. auch interne) Experten, die individuelle Hilfen bei konkreten Beratungsanlässen geben können

- Evaluation der Lehre; hier sollen Experten zur Verfügung stehen, die Hilfen zur Selbst- und Fremdevaluation der eigenen Veranstaltungen sowie zum Selbstmanagement notwendiger Änderungen geben können.

Längerfristig erscheint es sinnvoll, Aktivitäten dieser Art an mehreren Hochschulen zu bündeln, etwa im Rahmen des Kooperationsvertrages mit den Universitäten Erlangen-Nürnberg und Bamberg. Der Arbeitskreis Hochschullehre an der Universität Bayreuth plant deshalb für das kommende Wintersemester die Durchführung eines Kolloquiums mit Kolleginnen und Kollegen aus anderen Universitäten in Bayern. □

Kontaktpersonen:

Prof. Dr. Christoph Bochinger, Kulturwissenschaftliche Fakultät

Dr. Hans-Georg Hüber, Kulturwissenschaftliche Fakultät

Prof. Dr. Siegfried Klautke, Fakultät für Biologie, Chemie und Geowissenschaften

Dr. Georg Müller-Christ, Rechts- und Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät

Dr. Wolfgang Richter, Fakultät für Mathematik und Physik

Mit MACRO auf Napoleons Spuren

Günter Schiller

Für den französischen Feldherrn und Kaiser Napoleon Bonaparte ist belegt, dass er es vor keiner Schlacht versäumte, deren zukünftigen Ablauf mit Nadeln auf Landkarten durchzuspielen. Bei seinen Simulationen berücksichtigte er sogar Faktoren wie die Waffenwirkung, die Ermüdung und Marschgeschwindigkeit seiner Truppen. Napoleon war demnach ein begeisterter Planspieler. Planspiele haben eine lange Tradition und ihre Ursprünge finden sich in Kriegsspielen, die schon für das Jahr 3000 v. Chr. in China nachgewiesen sind.

Im militärischen Sektor wurden diese Planspiele ständig weiterentwickelt und sind im Laufe der Zeit in den wirtschaftlichen Bereich und in die moderne Managementausbildung zur Schulung von Nachwuchskräften übernommen worden. Planspiele, die im Rahmen der Managerausbildung entwickelt wurden, sind überwiegend die Grundlage für methodisch-didaktische aufbereitete Schulplanspiele im Ökonomieunterricht.

Am 15. März 2000 fanden sich 50 Gymnasiallehrer, die das Fach Wirtschafts- und Rechtslehre unterrichten, zum dritten Kontaktstudium für Wirtschaftsphilologen an der Universität Bayreuth ein, um diese Planspielmethode zu praktizieren. Es handelte sich um eine gemeinsame Veranstaltung des bayerischen Staatsministeriums und des Fachbereichs Didaktik der Ökonomie an der Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Bayreuth.

Referent und Spielleiter war Prof. Dr. Bernhard Herz vom Lehrstuhl Volkswirtschaftslehre I (Wirtschaftspolitik) unterstützt von seinem Assistenten Michael Weber; die Leitung der Tagung hatte Leitender Akademischer Direktor Dr. Günter Schiller.

Planspiele sind keine Glücksspiele wie

Lotto oder Würfelspiele, deren Ausgang dem Zufall überlassen bleibt, sondern Strategiespiele wie z. B. Schach und darum pädagogisch besonders wertvoll. Ähnlich dem Schach weist das computergestützte volkswirtschaftliche Planspiel MACRO die typischen Merkmale einer Simulation auf, nämlich Situationsbezug, Regeln, Wettbewerb und einen Sieger.

Während Schach ein altes Kriegsspiel ist, das eine militärische Situation simuliert und in dem man den gegnerischen König („Der Schah, der König ist tot“) zu besiegen versucht, wird im Planspiel MACRO die gesamtwirtschaftliche Ausgangslage eines Landes abgebildet. Hierbei wird die Gesamtwirtschaft in vier volkswirtschaftliche Sektoren, nämlich Unternehmen, Haushalte vertreten durch die Gewerkschaften, die Regierung und die Notenbank unterteilt. Die prinzipiellen Zusammenhänge zwischen den Wirtschaftssektoren werden durch Indikatoren wie Beschäftigung, Investitionen, privater Konsum, Haushaltsdefizit oder Geldmenge oder Wirtschaftswachstum usw. angegeben.

Bevor ein Schachspieler selbständig spielen kann, muss er die Regeln beherrschen, d. h. er muss wissen, welche Züge mit Springer, Turm, Bauer oder Pferd möglich sind. Die Regeln des Planspiels MACRO haben das Kontensystem der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung, ergänzt um wenige Funktionen zur Grundlage, und bauen demnach auf dem Kreislaufmodell auf, wie es im Unterricht in Grund- und Leistungskursen an bayerischen Gymnasien vermittelt wird.

Während Schach von zwei Partnern gespielt wird, erfordert ein Planspiel meist eine umfangreichere Gruppenbildung.

Beim Planspiel MACRO wurden die Gruppen entsprechend den Wirtschaftssektoren gebildet und Unternehmen, Gewerkschaften, Notenbank sowie Staat waren Entscheidungsträger, die Tarifverhandlungen, Geldversorgung, Haushaltsführung oder Zahlungsbilanzschwierigkeiten simulierten. Wettbewerb und Sieg als wesentliche Elemente des Schachspiels wurden im Planspiel MACRO durch ein Zweiländermodell ermöglicht, indem Land A und Land B gegeneinander antraten. Um größere Konflikte zu vermeiden erfolgte die Auswahl der Teilnehmer für ein Land bzw. eine Gruppe nach dem Zufallsprinzip und nicht nach Regierungsbezirken! Übrigens wurde der Sieger Land A.

Ziel der Veranstaltung war es, den Einsatz des Planspiels MACRO für den Unterricht im Grund- und Leistungskurs Wirtschafts- und Rechtslehre zu reflektieren und damit eventuell dem Baden-Württembergischen Beispiel zu folgen. Dort hat dieses Planspiel bereits in die Lehrpläne der Wirtschaftsgymnasien Eingang gefunden. Da der bayerische Lehrplan für das Fach Wirtschafts- und Rechtslehre die ausführliche Behandlungen der Kreislauftheorie verlangt, die über weite Strecken nur im traditionellen, lehrerzentrierten Unterricht erfolgen kann, ist das Planspiel MACRO hervorragend geeignet - im Rahmen der Methodenvielfalt - einen handlungsorientierten, vernetzten Unterricht zu ermöglichen. Dass handlungsorientierte Unterrichtsmethoden zusätzliche Motivation, Abwechslungsreichtum, entspannte Konzentration mit sich bringen, konnte auch in dieser Tagung belegt werden, die durch ein produktives Arbeitsklima und intensive Gruppendiskussionen gekennzeichnet war. □

„Schach dem Zufall!
Nur ein überlegener
Zug führt verlässlich
zum Ziel.“ (Walter
Rathenau)



Die verkaufte Wahlstimme

Mehr Aktualität hätte man sich für eine langfristig geplante Veranstaltung nicht wünschen können: Am Freitag, dem 21. Januar 2000, fand ein interdisziplinäres Seminar mit dem Titel „Funktionsdefizite indirekter Demokratien und Reformansätze“ mit Studenten aus den Wirtschaftswissenschaften und der Rechtswissenschaft an der Universität Bayreuth statt. Mit diesem von Priv.-Doz. Dr. Frank Daumann (Lehrstuhl Volkswirtschaftslehre von Prof. Dr. Peter Oberender) und Priv.-Doz. Dr. Ulrich Hösch (Lehrstuhl für öffentliches Recht von Prof. Dr. Wilfried Berg) veranstalteten Seminar wurde die intensive Zusammenarbeit der beiden Fachdisziplinen weiter verstärkt.

Die rege Beteiligung der Studentenschaft ist vor allem Ergebnis der interessanten Themenstellung und der Verknüpfung von ökonomischer und juristischer Perspektive, die oftmals unvereinbar nebeneinander zu stehen scheinen. In einem ersten Themenblock wurden die Probleme der Wertbindung der Entscheidungsverfahren Markt und Demokratie analysiert und kontrovers diskutiert. Eng damit verknüpft ist nicht nur die Erkenntnis um die Grenzen einer marktlichen Steuerung, sondern zwingend auch die Auslotung vermeintlicher Staatsaufgaben. Einen besonderen Stellenwert nahm die Analyse der Defizite des demokratischen Mechanismus bei der Umsetzung des Wählerwillens ein. So befürwortete beispielsweise in den fünfziger Jahren die Mehrheit der

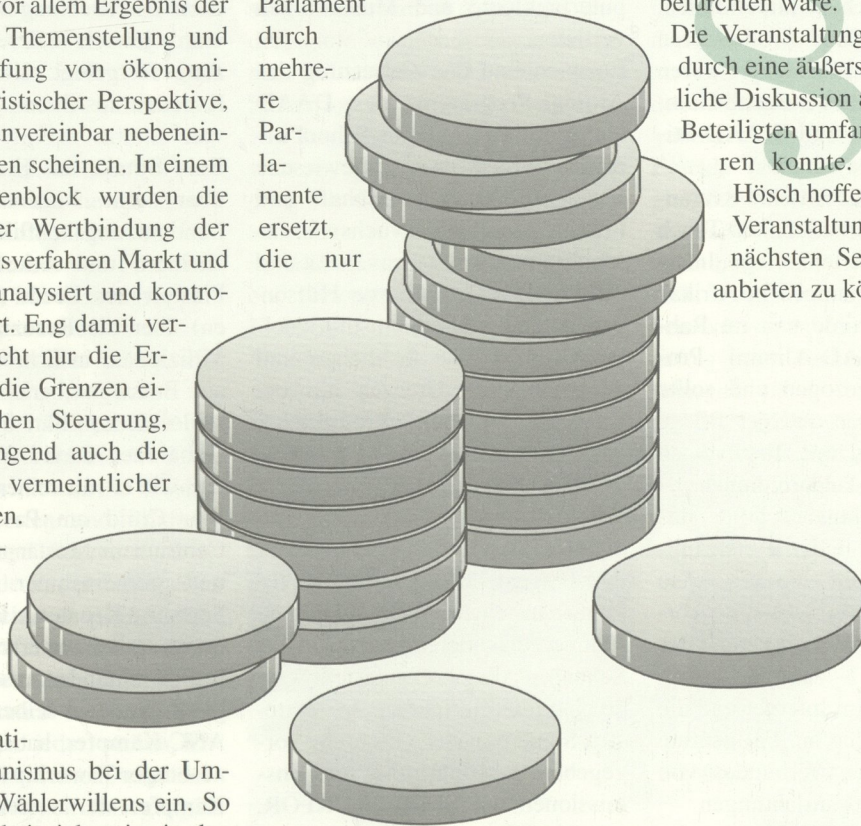
Wähler die Einführung der Todesstrafe. Ein derartiges Vorhaben fand sich jedoch niemals auf der Agenda der relevanten Parteien. Ähnlich verhält es sich mit der Einführung des EURO: Obgleich in den neunziger Jahren die Mehrheit der bundesdeutschen Wählerschaft die Beibehaltung der Deutschen Mark vorzog, veranlaßte dies die politischen Entscheidungsträger nicht, auf die Einführung des EURO zu verzichten.

Diese Funktionsdefizite des demokratischen Systems, die aus einem erheblichen Handlungsspielraum der Politiker fernab von jeglicher Wählerkontrolle herrühren, können durch verschiedene Maßnahmen eingeschränkt werden. Eine dieser Maßnahmen stellt die Einführung von Fachparlamenten dar. Hierbei wird das bestehende Parlament durch mehrere Parlamente ersetzt, die nur

für einen speziellen Entscheidungsbereich wie beispielsweise die Wirtschaftspolitik oder die Kulturpolitik zuständig sind.

Der wohl in diesem Zusammenhang mit Abstand am stärksten diskutierte Vorschlag war die Einführung der Veräußerbarkeit von Wählerstimmen. Der Grundgedanke besteht darin, jedem Wähler wie bisher eine Stimme zuzuteilen, ihm aber gleichzeitig zu erlauben, diese Stimme an andere zu veräußern. Damit wird das Interesse der Wähler an der Wahl erhöht und die Wahl wird wieder zu einem richtigen Sanktionsmechanismus. Jedoch muß als Gefahr gesehen werden, daß finanzkräftige Wähler und Organisationen damit ihren Einfluß auf das Wahlergebnis erhöhen können, wodurch eine Rückkehr in das Zeitalter des Klassenwahlrechts zu befürchten wäre.

Die Veranstaltung zeichnete sich durch eine äußerst rege und sachliche Diskussion aus, von der alle Beteiligten umfangreich profitieren konnte. Daumann und Hösch hoffen, eine derartige Veranstaltung auch in den nächsten Semestern wieder anbieten zu können. □



„Ayee oh..“ singen die 40 Teilnehmer am Graduierten Kolloquium, gehen tanzend im Kreis, klatschen den Rhythmus, umarmen und begrüßen sich: Mbogani Linda, Ex-Kombattant des African National Congress, der sich heute als „cultural combattant“ bezeichnet, Anjali Roy, Informatikdozentin und Computerkünstlerin an der Kharagpur Universität, dem indischen MIT, Charles Mulekwa aus Uganda, gerade mit den Proben für sein Bürgerkriegsstück „A Time of Fire“ in Birmingham voll engagiert, oder Susan Kiguli, der neue Stern am tropischen Dichterhimmel Ugandas. Bole Butake, Literaturprofessor in Yaoundé und renommierter Dramatiker und kampfesprober „cultural combattant“, eröffnet mit seiner Präsentation über Kulturinitiativen zur Schlichtung von Landnutzungskonflikten das Graduiertenkolloquium mit einer in der Theaterpraxis üblichen Lockerungsübung, einer Maßnahme der sozialen Entspannung. Wenn Theaterpraktiker wie Bole Butake antreten, dann gewinnt allemal die soziale Integration der Gruppe die Oberhand über akademische Nüchternheit.

Bole Butake eröffnete mit seiner afro-stanislawskischen Übung ein 10-tägiges internationales Treffen von Doktoranden und Post-Docs aus 10 afrikanischen Ländern, aus Indien, England, USA und Deutschland, darunter ein Dutzend afrikanischen Stipendiaten, die in Deutschland promovieren und forschen. Mit dabei waren natürlich ein halbes Dutzend Humboldt-, DAAD- und KAAD-Stipendiaten aus Bayreuth.

Was eigentlich als Abschlussveranstaltung mit internationalem Touch für das Graduiertenkolleg „Interkulturelle Beziehungen in Afrika“ gedacht war, wurde nun im Rahmen des DAAD-Alumni Programms durchgezogen und sollte auch dem Aufbau und der Pflege von Netzwerken mit Absolventen in Entwicklungsländern dienen.

Der Bewilligungsbescheid des DAAD war erst in der letzten Juli-Woche zugestellt worden, also standen nur knapp 3 Monate Vorbereitungszeit - während der Hauptferienzeit - zur Verfügung. Ausschreibung im Internet und die gezielte Einladung an die Institute des europäischen Verbundes von Afrikaforschungseinrichtungen AEGIS, vor allem die gezielte Information von Partnerinstituten

Kulturkämpfer gegen

Eckhard Breitingen

und Kollegen/innen der Branche haben insgesamt über 70 Bewerbungen erbracht. 10 Teilnehmer konnten voll gefördert werden, für ein Dutzend Teilnehmer wurden die Flug- oder Aufenthaltskosten - ganz oder teilweise - übernommen, die in Deutschland weilenden Stipendiaten und die Teilnehmer aus den „reichen“ Industrieländern haben ihre Kosten selber getragen. Tagungsgebühren wurden keine erhoben. Das berufliche Spektrum der Teilnehmer war breit gestreut, freie Kulturarbeiter waren ebenso vertreten wie Universitätsdozenten, meist mit einem Spielbein in freier Projektarbeit. Fachlich waren neben den Theater- und Literaturwissenschaftlern Sozialwissenschaftler, „community workers“, Film- und Fernsehpraktiker, Computerfachleute und Musikologen vertreten.

Entsprechend der Zielsetzung des Alumni-Programms des DAAD sollte mit der Autumn School erreicht werden, dass ausgewiesene Fachleute aus Wissenschaft und Praxis mit Nachwuchswissenschaftlern, also die Universität und die Praxis die Arbeit von Hilfsorganisationen über die institutionellen Grenzen, die fachlichen und geographischen Grenzen hinweg, Kontakte geknüpft, Erfahrungen ausgetauscht, Netzwerke etabliert werden. Vor allen Dingen sollte ein Forum geschaffen werden, auf dem die Graduierten selber ihre Arbeit, ihre Fragestellungen und ihre Probleme in einem hierarchiearmen Rahmen diskutieren konnten.

Schon im Ausschreibungstext wurde eine interdisziplinäre, im weitesten Sinne politische Richtung vorgegeben: „Militärische Friedensmissionen wie SFOR und KFOR, von NATO und UNO sind fester Bestandteil der politischen Kultur

des Konfliktmanagements geworden. Sie monopolisieren die Berichterstattung in den Medien, sind aber in ihrer Effektivität fragwürdig. Dagegen haben sich eine Vielzahl von Aktivisten in Grasswurzelprojekten engagiert, ohne dass die internationale Öffentlichkeit groß Anteil nähme, die aber im begrenzten lokalen Rahmen dauerhafte Erfolge verzeichnen können.“

Prägend für den Arbeitsstil des Autumn School war das starke emotionale und moralische Engagement der Teilnehmer für ihre Projekte, also das Engagement für die Resozialisierung von jugendlichen Straftätern, mit den Opfern sexueller Verstümmelung, mit der Konfliktsituation von ethnisch oder politisch hochgepeitschten Jugendlichen. Die Richtung der Tagesarbeit wurde jeweils in der Vormittagssitzung festgelegt. Hier trugen die Experten aus ihrem Arbeitsbereich vor.

Bole Butake aus Kamerun sprach über seine Intervention in die Landnutzungskonflikte von Viehzüchtern und Ackerbauern, Jane Plastow aus Leeds (Großbritannien) über die Resozialisierung der Milizionäre in Eritrea, David Kerr aus Botswana berichtete über Geschlechterkonflikte im periurbanen Gabarone. David Wilson stellte dar, wie er mit seiner Organisation War Child am Pavarotti Musici Centrum in Mostar mit Konzerten und gemeinsamer Probenarbeit Serben, Kroaten, Bosnier dazu bringt, miteinander zu musizieren, statt aufeinander zu schießen. Bongani Linda, selber ehemaliger ANC-Kämpfer, hat in dem Johannesburger Township Alexandra Ex-Kämpfer der verfeindeten ANC und INKATHA-Freedom Party zusammengebracht, mit ihnen Tanz-

ethnische Konflikte

theaterstücke erarbeitet, die ihre eigene Situation reflektieren. Diese Stücke werden sowohl in den Townships wie auch bei Theaterfestivals etwa dem Grahamstown Festival aufgeführt.

Die Ähnlichkeit der Grundsituation ethnischer Konflikte in Bosnien, Eritrea, Südafrika oder Kamerun, hat alle Teilnehmer unmittelbar angesprochen, ohne dass die geographisch-historischen Unterschiede zwischen dem Balkan, dem Horn und der Südspitze von Afrika vergessen wurden. Anregend waren auch die unterschiedlichen Ansätze zur Konfliktsteuerung zwischen Musiktherapie, Rollenspiel oder Tanztheater. Die Vormittagsthemen wurden am Nachmittag in Workshop-Form weitergeführt, bei der die Graduierten Gelegenheit hatten, ihre Arbeit vorzustellen. Entsprechend ihrer Dissertations- und Forschungsthemen haben sie sich in Arbeitsgruppen zusammengefunden. Nicht immer konnte der Nachmittag als geradlinige Fortsetzung des Vormittagsthemas angelegt werden. Kulturarbeit im Gefängnis, der Einsatz von Film und Medien, Arbeit mit Frauengruppen waren Schwerpunktthemen.

Es wurde Wert darauf gelegt, die Arbeitsatmosphäre möglichst informell zu halten. Das hat sich positiv auf die Interaktion der Teilnehmer ausgewirkt und die Distanz zwischen Experten und Teilnehmern weitgehend abgebaut. Diese Offenheit wurde in der Evaluation von den Teilnehmern positiv hervorgehoben. Dafür hat man auch in Kauf genommen, dass eine offizielle Dokumentation nicht erfolgen konnte, sondern jeder seinen Erkenntniszuwachs, seinen Arbeitsertrag, die gewonnenen Anregungen individuell aufarbeiten musste.

Eine der Zielsetzungen des Alum-

ni-Programms ist die Nachhaltigkeit. Es sollte kein einmaliges Feuerwerk akademischer Exzellenz abgebrannt werden, sondern Strukturbildung, persönliche Kontakte auf Dauer angelegt werden.

Aus der Arbeit der 10 Tage im Oktober sind folgende weiterführende Projekte entstanden.

1 Eine Folgeveranstaltung wird im Juli 2000 gemeinsam von den Universitäten Western Cape und Stellenbosch in Südafrika in Zusammenarbeit mit Bayreuth durchgeführt.

2. Eines der Kernthemen der Folgeveranstaltung wird die Auseinandersetzung um das „historische Erbe“, den Aufbau und die Gestaltung von nationalen Gedenkstätten sein. Ein Teil der Tagung wird auf der Gefängnisinsel Robben Island stattfinden, die als nationale Gedenkstätte ausgebaut wird. Einige der Teilnehmer haben noch eine Exkursion in die KZ-Gedenkstätte Dachau gemacht, um sich für ihre weitere Arbeit Anregungen im Umgang mit einer dunklen Geschichte zu holen.

3. Thematisch verknüpft damit ist ein Dokumentarfilmprojekt, das Kehuma Langmia (Kamerun /Filmhochschule München) und Bongani Linda aus Johannesburg

entwickelt haben und das in die Folgeveranstaltung eingebracht wird.

4. Es konnte der Kontakt zu der deutschen Organisation Kunst und Knast hergestellt werden. Einer der Teilnehmer wird an deren Arbeit in der JVA Tegel/Berlin teilnehmen und seine Erfahrungen in die Folgeveranstaltung einbringen.

Neben diesen konkreten Projekten mit nachhaltigem Effekt sind es aber wohl vor allem die persönlichen Erfahrungen, die Kontakte, die Anregungen, die die Teilnehmer mit nach Hause genommen haben. Eine Teilnehmerin mailte zurück: „Schon auf dem Rückflug habe ich angefangen, meine Dissertation gründlich zu überdenken. Die Autumn School hat mir geholfen, meine Ziele und Ansätze neu zu formulieren und zu durchdenken. Ich glaube, ich weiß jetzt, wohin ich gehen muss.“

Und noch ein nachhaltiger Effekt - allerdings auf rein anekdotischer Ebene. Eine Teilnehmerin suchte für ihren beinamputierten Ehemann ein Fußstück zu seiner Prothese. Eine Stunde telefonieren mit den orthopädischen Werkstätten in der Stadt, ein Auto und ein sprachkundiger Begleiter - dann kam Emelda fast rechtzeitig zum Beginn der Nachmittagsveranstaltung strahlend zurück mit ihrem „second hand foot“ - gratis versteht sich. Auch in scheinbaren Nebensächlichkeiten kann sich der Erfolg einer Veranstaltung niederschlagen. □

Instrument der Konfliktsteuerung: Theateraufführung



Rechtskultur und europäische Integration

Markus Kotzur und Lothar Michael

Gibt es den „europäischen Juristen“? Braucht Europa, wie von Außenminister Joschka Fischer angeregt, eine Verfassung, braucht die europäische Union einen eigenständigen Grundrechtskatalog? Um diese, die derzeitige europarechtliche und europapolitische Diskussion beherrschenden, Fragen in ihrem kulturellen Kontext zu diskutieren, hatten sich am 12. November rund 90 Rechtswissenschaftler und Praktiker aus dem In- und Ausland an der Universität Bayreuth versammelt. Anlaß war die Neugründung des „Bayreuther Institut für Europäisches Recht und Rechtskultur; insbes. Rechtsvergleichung und Wirtschaftsrecht“ unter der Leitung von Gründungssprecher Prof. Peter Häberle und Prof. Rudolf Streinz. Daneben gehören der interdisziplinär angelegten Forschungseinrichtung auch die Professoren Gerhard Dannecker, Wolfgang Gitter, Jochen Sigloch und Ulrich Spellenberg an.

Forschungsstellen-Gründer und ihr Gast: die Professoren Streinz (links) und Häberle (rechts) mit ihrem Festgast Prof. Günther Hirsch

In seiner Begrüßungsansprache hob Universitätspräsident Helmut Ruppert die Bedeutung der kulturellen Rahmenbedingungen

für die Rechtsordnung und das Wertesystem einer jeden politischen Gemeinschaft hervor. Aufgrund ihrer interkulturellen Ausrichtung sei die Universität für das ambitionierte Projekt in besonderen Maße prädestiniert. Das hohe internationale Renommee des Verfassungsrechtlers Häberle, nicht zuletzt durch die

Übersetzung seiner wissenschaftlichen Arbeiten in mehr als zehn Sprachen dokumentiert, bleibe Garant für eine

erfolgsversprechende Zukunft des Instituts. Auch die Finanzierung durch den Max-Planck-Forschungspreis, den Häberle im Jahre 1998 erhalten hatte, sei über die Gründungsphase hinaus gesichert. Prodekan Andreas Remer sprach sich für eine Brücke von den Wirtschaftswissenschaften und der Jurisprudenz zu den Sprach- und Kulturwissenschaften aus. Schließlich erläuterte Häberle die dreifache Ausrichtung des Instituts: Nach dem Ausbau eines Magisterstudiengangs mit Schwerpunkt Europarecht sind ein Graduiertenkolleg für Doktoranden aus ganz Europa ebenso wie Fortbildungsveranstaltungen für Rechtspraktiker geplant. Häberle dankte auch dem Kanzler der Universität, Dr. Ekkehard Beck für seine Idee und die vielfältige Unterstützung der Gründungsinitiative.

Für das wissenschaftliche Tagungsprogramm konnten prominente Referenten gewonnen werden: Der Präsident Oberlandesgerichts Bamberg und Präsident des deutschen Juristentages Professor Reinhard Böttcher, der ehemalige Vizepräsident des Bundesverfassungsgerichts Professor Ernst Gottfried Mahrenholz, Professor E. Bacigalupo, Richter am Penal Tribunal Supremo in Madrid, ebenso wie der Europaparlamentarier Professor Dimitris Tsatsos und der Richter am Europäischen Gerichtshof Professor Günther Hirsch.

Böttcher zeichnete in seinem Eröffnungsreferat das Ideal- und Realbild des „Europäischen Juristen“ nach. Die immer weitergehende Determinierung der nationalen Rechtsordnungen durch das Recht



der Europäischen Union fordere einen „Binnenmarkt des Rechts“, der auch in der Juristenausbildung seinen Niederschlag finden müsse. In einem rechtsvergleichenden Überblick über Ausbildungssystem und Ausbildungsinhalte verschiedener europäischer Länder stellte Böttcher exemplarisch Unterschiede und Gemeinsamkeiten gegenüber. Der Vergleich relativiere das sonst nur noch in Japan und Südkorea praktizierte Modell des deutschen Einheitsjuristen und zeige zudem, wie wichtig eine intensive Fremdsprachenausbildung für die Kommunikation in der europäischen Rechtsgemeinschaft sei.

Mahrenholz vermittelte aus der Sicht des Praktikers und Wissenschaftlers vertiefte Einblicke in die Rolle der „Europäischen Verfassungsgerichte“ im Integrationsprozeß. Während die Unveräußerlichkeit der Menschenrechte seit der Französischen Revolution einen Schlüsselbegriff der europäischen Verfassungsgeschichte bilde, sei die vollausgebildete Verfassungsgerichtsbarkeit kein typisches Phänomen der „gemeineuropäischen Rechtskultur“, ein Begriff, mit dem sich die Rechtswissenschaft dank der einschlägigen Arbeiten Häberles immer intensiver auseinandersetzen müsse. Die europäische Verfassungsgerichtsbarkeit beruhe auf und legitimiere sich aus den drei Hauptfeldern des Grundrechtsschutzes, des Minderheitenschutzes und einer eindeutigen Abgrenzung von Kompetenzräumen. Der Individualverfassungsbeschwerde maß Mahrenholz besondere Bedeutung bei. Hier könne der einzelne Bürger seine „konkrete Unrechtserfahrung artikulieren“. Abschließend forderte Mahrenholz die Gerichte zu verstärktem internationalen Rechtsvergleich auf, der sich sowohl am unterschiedlichen methodischen Vorgehen bei der Urteilsfindung als auch bei den sachlichen Inhalten beweisen müsse.

„Die Bedeutung der Menschenrechte für die modernen Strafpro-

zeßordnungen“ war Thema des Referates von Bacigalupo. Die Institutionalisierung und Konstitutionalisierung der Menschenrechte nach 1945 habe dem Strafprozeßrecht ihren Stempel aufgedrückt. Im Gegensatz zum Verbrechensbekämpfungsmodell mit seiner Tendenz zur restriktiven Handhabung der Prozeßgrundrechte fördere das Rechtsstaatsmodell das „Prinzip der Waffengleichheit“ im Strafprozeß. Auch bei der entschlossenen Bekämpfung organisierter Kriminalität müsse die Beweiserleichterung für Strafverfolgungsbehörden ihre Grenzen in menschenrechtlich fundierten Mindestgarantien zugunsten des Beschuldigten finden. Darüber hinaus beleuchtete Bacigalupo das „problematische Dreiecksverhältnis“ zwischen der Unschuldsvermutung, der richterlichen Unparteilichkeit und der freien Berichterstattung durch die Medien. Vor allem in Spanien beeinträchtigten immer wieder einseitige, gar verleumderische Pressekampagnen die Unabhängigkeit der Gerichte. Die französische Gesetzgebung zum Presserecht habe ein Modell entwickelt, solch manipulativem Journalismus wirksam entgegenzutreten, ohne die für einen pluralistischen Verfassungsstaat unabdingbare Presse- und Informationsfreiheit zu stark einzuzugrenzen.

Tsatsos referierte zu dem von ihm geprägten Begriff einer „Europäischen Unionsgrundordnung“, genauer über deren Wandel anlässlich der Regierungskonferenz 2000. In den Entscheidungsgremien der Europäischen Union werde zwar über konkrete Detailfragen der Ausgestaltung gestritten, eine Verständigung scheitere aber immer wieder an Divergenzen über die Grundrichtung. Die Union legitimiere sich gleichermaßen über ihre Staaten und Völker; ihre Definition sei nicht vom Staatsbegriff ableitbar. Eine Überbetonung von Effektivitätsgesichtspunkten - z. B. bei der Ersetzung des Einstimmigkeitssprinzips durch Mehrheitsent-

scheidungen - gefährde die Legitimation. Effektivität müsse als historisch-politische Kategorie gemeineuropäisch verstanden werden. Das Demokratiedefizit und Transparenzprobleme gefährdeten die Akzeptanz und könnten die Union in eine Glaubwürdigkeitskrise stürzen. Im Verfahren der Vertragsrevision blieben die Mitgliedstaaten „Herren der Verträge“. Die Verfassungsdiskussion sei wichtig, müsse aber von der Forderung nach einem „Bundesstaat Europa“ getrennt werden.

Den Abschluß bildete ein öffentlicher Vortrag von Hirsch, der auch von der Studentenschaft und interessierten Bürgern begeistert aufgenommen wurde. Hirsch zeichnete die Grundlinien der Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs nach, insbesondere zur Rechtsnatur des Gemeinschaftsrechts. Die Gemeinschaft legitimiere sich ausschließlich als Rechtsgemeinschaft. Sie hänge deshalb existentiell von der Anerkennung und Durchsetzung des Vorrangs ihres Rechts ab. Neben der institutionellen Absicherung durch den EuGH seien auch Richter der nationalen Spruchkörper „Gemeinschaftsrichter“. Geschwindigkeit und Intensität der Integration seien nicht vom EuGH, sondern von der Politik abhängig. Das Wort vom EuGH als „Motor der Integration“ gehe deshalb zu weit. Eine Grundrechtecharta könne - selbst bei lediglich deklaratorischem Charakter - die Legitimation der Wertegemeinschaft stärken und konsensbildend wirken.

Die Tagung war ein wichtiger Auftakt für die zukünftige Arbeit des neugegründeten Instituts, das über die Universität Bayreuth und die Region weit hinaus wirken werde - so der Regierungspräsident von Oberfranken, Hans Angerer, bei seinem Empfang für die Kongressteilnehmer. Dem Bayreuther Institut für europäisches Recht konnten der „europäische Bayer Hirsch“ (Häberle) und die übrigen Referenten fulminante Impulse geben. □

Der Einzelhandel rund um den Sternplatz

Andreas Grosch und Ralf Kreutzer

Im Sommer 1999 führte der Lehrstuhl für Stadtgeographie und Geographie des ländlichen Raumes der Universität Bayreuth unter Leitung von Herrn Prof. Dr. Popp ein Geländepraktikum für Studierende der Geographie durch. Gegenstand der Untersuchungen war die Bedeutung und Entwicklung der Richard-Wagner-Straße und des Sternplatzes als Einkaufsstandort im Vergleich zum Marktplatz und dem vor zwei Jahren eröffneten Rotmain-Center. Von Teilen der Bevölkerung und des ansässigen Einzelhandels war die Eröffnung des Einkaufszentrums eher kritisch betrachtet worden, weil man eine zu starke Konkurrenz und in der Folge einen Attraktivitätsverlust der Bayreuther Innenstadt als Einkaufsstandort befürchtete. Dieser Beitrag berichtet über die Ergebnisse des Praktikums

Im Rahmen der Untersuchungen konnten die im Studiengang Geographie erlernten Methoden, wie Kartierungen, Befragungen und Beobachtungen in der Praxis angewandt werden. Erfreulicherweise war die Bereitschaft der Passanten und der Einzelhändler, an den Befragungen teilzunehmen, sehr hoch. Auch Herrn Lethaus, der damaligen Vorsitzende der Interessengemeinschaft der Einzelhändler in der Richard-Wagner-Straße, stand zu einem ausführlichen Experteninterview zur Verfügung. Das größte Interesse im Rahmen der Untersuchung galt einer Bewertung der Richard-Wagner-Straße und des Sternplatzes bzw. der daran angrenzenden Straßen im Vergleich mit dem Markt und dem Rotmain-Center. Dazu wurden ins-

gesamt beinahe 500 Passanten in einer mündlichen Befragung um eine Benotung der untersuchten Einkaufsstraße und einen Vergleich mit den beiden anderen Einkaufsstandorten der Innenstadt gebeten. Die zu bewertenden Einzelaspekte waren die Einkaufsatmosphäre, die Vielfalt des Angebots, die Ruhe beim Einkauf, die Erreichbarkeit mit dem Stadtbuss, die Parkmöglichkeiten und die Möglichkeiten zum Ausruhen, die jeweils sehr unterschiedlich bewertet wurden. Beim Gesamteindruck ergab sich eine Durchschnittsnote von 2,4. Diese Note stellt summarisch kein besonders gutes Ergebnis dar, da im allgemeinen bei ähnlichen Untersuchungen eine Tendenz, positiv zu bewerten, beobachtet werden kann, und Durchschnittswerte somit häufig besser ausfallen.

Die Einkaufsatmosphäre ist der Pluspunkt der Richard-Wagner-Straße. Auch schätzten die befragten Passanten sehr die Ruhe beim Einkauf, die ihnen im Untersuchungsgebiet geboten wird. In genau diesen beiden Punkten bewerteten sie die Richard-Wagner-Straße und den Sternplatz besser als die Konkurrenzstandorte Marktplatz und Rotmain-Center. Das Shoppingcenter belegt in der Kategorie „Ruhe beim Einkauf“ den letzten Platz. Eine andere Situation liegt bezüglich der Einschätzung der Einkaufsatmosphäre vor, die sowohl im Rotmain-Center als auch in der Richard-Wagner-Straße ähnlich gut bewertet wurde, während hier der Markt am schlechtesten abschnitt.

Die ausschließlich in der Richard-Wagner-Straße und den angrenzenden Nebenstraßen befragten Personen beurteilten die dortigen Park-

möglichkeiten als mittelmäßig. Verständlicherweise wurde die gleiche Situation für das Rotmain-Center als am besten, die am Markt als am schlechtesten eingeschätzt.

In Straßencafés oder auf Bänken lässt es sich jedoch außerhalb der Richard-Wagner-Straße viel besser verweilen. Vor allem die vielen Sitzgelegenheiten und gastronomischen Einrichtungen im Shoppingcenter wurden dabei von den Passanten als positiv bewertet.

Aber auch bei der Erreichbarkeit mit Bus oder Auto werden die Vorteile bei der Konkurrenz der Richard-Wagner-Straße und des Sternplatzes gesehen. Die schlechte Bewertung der Erreichbarkeit zeigt Auswirkungen auf die Herkunft der Kunden.

So kommen nur 38% der in der Richard-Wagner-Straße befragten Passanten von außerhalb der Stadt Bayreuth. Bei einer Pkw-Kennzeichenerhebung im Parkhaus Rotmain-Center im Rahmen einer anderen Untersuchung durch den Lehrstuhl Wirtschaftsgeographie und Raumplanung von Herrn Professor Maier, wurde demgegenüber ein Anteil von 80% an auswärtigen Besuchern festgestellt. Die Richard-Wagner-Straße wird offenbar von den Bayreuthern bevorzugt, während Bewohner des Umlandes mehr zum Rotmain-Center tendieren, zumindest parken sie hier bevorzugt. Allerdings sind die wenigen auswärtigen Besucher der Richard-Wagner-Straße von ihr besonders angetan. Genauere Kenntnisse über die Kundenstruktur des Rotmain-Centers, die einen weitergehenden Vergleich ermöglichen würden, liegen nicht vor. Das Centermanagement hat bislang Befragungen im Einkaufszentrum mit

dem Hinweis, selbst Untersuchungen durchzuführen, nicht gestattet. Die Befragung der Passanten hat klar ergeben, daß fast die Hälfte der Bayreuther zu Fuß in die Richard-Wagner-Straße gelangt sind. Das Auto rangiert bei ihnen an zweiter Stelle, knapp vor dem Fahrrad und dem Stadtbus, den gerade ein Sechstel der Befragten genutzt haben. Die genauen Anteile der benutzten Verkehrsmittel können dem Diagramm „Verkehrsmittelwahl zur Richard-Wagner-Straße/Sternplatz“ entnommen werden. Die Erreichbarkeit der Richard-Wagner-Straße mit dem Stadtbus wurde dementsprechend von einem Großteil der Befragten eher schlecht bewertet. In dieser Hinsicht ist der Marktplatz konkurrenzlos. Diejenigen, die mit dem Auto in das Untersuchungsgebiet gekommen sind, waren zu meist zufrieden mit den vorhandenen Parkmöglichkeiten.

Das Rotmain-Center wiederum hat die befragte Bevölkerung mit seinem Warenangebot am meisten überzeugt, während die anderen beiden Einzelhandelsstandorte hier

deutliche Nachteile haben. Dies ist umso überraschender, als eine von den Studenten angefertigte Kartierung der Richard-Wagner-Straße und der umliegenden Straßen ergeben hat, daß den Kunden eigentlich ein relativ differenzierter Branchenmix geboten wird. Neben vier größeren Verkaufsstätten überwiegt vor allem in den Nebengassen der spezialisierte Einzelhandel. Klarer Kundenmagnet in der Richard-Wagner-Straße ist das Geschäft der Firma C&A noch vor K+L Ruppert und Oberpaur. Das Untersuchungsgebiet spricht vor allem ältere Kunden an. Besonders die Gruppe der 50 bis 65-jährigen ist hier viel stärker vertreten als im Rotmain-Center, das wiederum mehr auf die Altersgruppe der bis zu 25-jährigen zielt.

Bei der Erhebung wurde auch nach konkreten Verbesserungsvorschlägen zur Steigerung der Attraktivität der Richard-Wagner-Straße gefragt. So ist die Durchfahrtsmöglichkeit durch die Richard-Wagner-Straße zur Tiefgarage den meisten Befragten ein Dorn im Auge. Und eben diese Durchfahrts-erlaubnis

steht einer einladenden Nutzung durch die Gastronomie im Wege. Gerade die Bedeutung und Wirkung von Straßencafés auf das Ambiente der ganzen Einkaufsstraße hat auch Herr Lethaus bei dem Expertengespräch betont. Der Wunsch nach Cafés oder einfach nur einladenden Sitzgelegenheiten wurde von der befragten Bevölkerung am zweithäufigsten genannt. Ähnlich wichtig ist den Kunden der Richard-Wagner-Straße/Sternplatz eine Vereinheitlichung der Ladenöffnungszeiten. Die ansässigen Einzelhändler pochen offensichtlich bis heute auf individuelle Öffnungszeiten ihrer Geschäfte. Hier drängt sich die eher ironisch gemeinte Interpretation auf, „Einzelhändler“ hießen deshalb so, weil sie alle „einzeln handeln“. Kunden unterschiedlicher Altersgruppen und unterschiedlicher Wohnorte sind davon unterschiedlich stark betroffen. Während die bis 35-jährigen gerne auch nach 18 Uhr einkaufen würden, aber in der Richard-Wagner-Straße meist vor verschlossenen Türen stehen, erledigen die über 35-jährigen ihre



Geschäftstreiben in der Richard-Wagner-Straße: In der Selbsteinschätzung geht's dem Handel gut.



Einkäufe generell vor 18 Uhr. Der Einkauf nach 18 Uhr wurde von der Stadtbevölkerung mehr angenommen als von den Umlandbewohnern.

Fasst man die Bewertung des Gesamteindrucks der drei verschiedenen Einkaufsstandorte zusammen, lässt sich kein absolut klarer Gewinner oder Verlierer feststellen. Numerisch jedoch konnte das Rotmain-Center die meisten „Pluspunkte“ einfahren, während der Marktplatz die meisten Minuspunkte bekam. Die Richard-Wagner-Straße nimmt sozusagen eine Mittelposition in der Gunst der befragten Passanten ein.

Neben den Passanten wurden auch 69 der insgesamt 80 Einzelhändler im Untersuchungsgebiet befragt. Auch diese Erhebung erfolgte mittels eines standardisierten Fragebogens. Nur acht der Befragten gaben dabei an, ihren Standort vielleicht verlagern zu wollen, was ein eindeutiges Bekenntnis zum Standort Richard-Wagner-Straße ist. Ein ähnlich positives Bild ergab sich bei der Frage, ob sich der betreffende Einzelhändler jemals Gedanken bezüglich einer Geschäftsauf-

gabe gemacht habe. Der überwiegende Teil der Befragten hatte hierzu jedoch keinen Anlass gesehen. Auch in bezug auf die Umsatzentwicklung erwartet ein Großteil der Einzelhändler in Zukunft keine gravierenden Veränderungen. So ist die Zahl derer, die einen steigenden Umsatz erwarten, sogar höher als die Zahl derer, die mit rückläufigen Verkaufserlösen rechnen.

Verkürzt gesagt: Den Einzelhändlern in der Richard-Wagner-Straße geht es in ihrer Selbsteinschätzung gut. Deswegen muß die Aussage der Hälfte der befragten Einzelhändler, wonach das Rotmain-Center negative Auswirkungen auf ihren Betrieb zeigte, mit Skepsis gesehen werden. 19 Befragte konnten hingegen keine Auswirkungen beobachten.

Es kann also aufgrund der Ergebnisse zusammenfassend festgestellt werden, daß weder die Kunden noch die Einzelhändler der Richard-Wagner-Straße eine düstere Zukunft vorhersagen. Bei der Untersuchung ist jedoch auch deutlich geworden, daß eine gewöhnliche Einkaufsstraße wie die Richard-

Wagner-Straße, außerhalb der so genannten 1a Lage, ohne entsprechende vereinheitlichende Maßnahmen mit einem Einkaufszentrum wie dem Rotmain-Center nicht mithalten können wird. Eine wichtige Voraussetzung, um diese Herausforderung annehmen zu können, wäre eine funktionierende Interessengemeinschaft, die hinter den Aktionen und Plänen ihres Vorsitzenden steht und diese geschlossen mitträgt. Ein Umstand, der bei einem Einkaufszentrum mit einem mit allen Kompetenzen ausgestatteten Manager zum Konzept gehört. Auch Herr Lethaus, der damalige Vorsitzende der Interessengemeinschaft der Einzelhändler der Richard-Wagner-Straße vertrat in dem Experteninterview die Meinung, daß diese Einkaufsstraße nur mit einer ähnlichen Managementstruktur zu einem Gegenpol des Rotmain-Centers werden kann. Und gerade eine solche Situation wäre für die gesamte Bayreuther Innenstadt, den dort ansässigen Einzelhandel und die Kunden wünschenswert. □

Neu und zukunftssträftig

Jürgen Abel

Mit drei neuen, zukunftssträftigen Studiengängen, die den Absolventen sehr gute berufliche Perspektiven bietet, geht die Universität in das Wintersemester 2000/2001. Es handelt sich dabei um den Bachelor- und Master-Studiengang „Philosophy & Economics“ sowie die beiden Diplomstudiengänge „Technomathematik“ und „Polymer- und Kolloidchemie“.

Philosophy & Economics

Philosophische Grundsätzlichkeit und ökonomischer Anwendungsbezug - das sind die beiden Säulen auf denen der Bachelor- und später Master-Studiengang „Philosophy

& Economics“ (P & E) basiert.

Die Einrichtung des neuen Studiengangs geht von einem besonderen Bedarf an Menschen aus, die schwierige Entscheidungsprobleme in Unternehmen, Verbänden, Körperschaften, internationalen Organisationen etc. angehen können.

„Gegenüber Absolventen eines traditionellen Philosophiestudiums haben P & E-Studenten aufgrund ihrer ökonomischen und anwendungsbezogenen philosophischen Ausbildung in aller Regel einen wesentlichen Vorteil auf dem Ar-

beitsmarkt“, prognostiziert der Bayreuther Philosophie Professor Rainer Hegselmann. Und gegenüber Absolventen eines konventionellen betriebs- und volkswirtschaftlichen Studiums haben die späteren Absolventen des neuen Studienangebots ein Qualifikationsprofil, das ihnen dort einen Vorteil verschafft, wo nicht nur die Kenntnis ökonomischer Zusammenhänge, sondern darüber hinaus Fähigkeiten zu Grundlagenreflexion, Strukturierung und Analyse komplexer Argumentations- und Entscheidungslagen gefragt sind.

In dem dreijährigen Bachelor-Studium sollen philosophische und ökonomische Grundlagen gelegt und exemplarisch an den Umgang mit Entscheidungsproblemen von Unternehmen und Gemeinwesen soweit herangeführt werden, daß gute Voraussetzungen für einen unmittelbaren Berufseinstieg gegeben sind.

An das Bachelor-Studium kann ein auf weitere vier Semester angelegtes Master-Studium angeschlossen werden. In ihm sollen auf der Basis vertiefter Grundlagen Absolventen ausgebildet werden, die in einem umfassenden Sinne den rationalen Umgang mit schwierigen und typischen Entscheidungsproblemen von Unternehmen und Gemeinwesen gelernt und dabei auch einen Sinn für theoretische und praktische Grundlagenprobleme an der Schnittstelle Philosophie/Ökonomie entwickelt haben. Gedacht ist das Master-Studium insbesondere für besonders befähigte Bachelor-Absolventen.

In der Lehre soll es eine enge Verzahnung zwischen philosophischen und ökonomischen Elementen geben. In aufeinander bezogenen und gemeinschaftlich durchgeführten Veranstaltungen sollen Themen wie Grundprobleme der Verteilungsgerechtigkeit, Gerechtigkeit zwischen den Generationen, Effizienz und Gleichheit, Umgang mit Risiken, faire Verhandlungslösungen, Probleme der Umwelt- und Wirtschaftsethik, Rationierung im Gesundheitswesen und andere Themen behandelt werden.

In einem sogenannten Basismodul werden darüber hinaus bestimmte Schlüsselqualifikationen für Beruf und Studium vermittelt. Die zentralen Komponenten des Basismoduls sind EDV und Multimedia, Schreiben und Präsentieren, Logik und Argumentationstheorie sowie Methodenreflexion.

Ein dreimonatiges Praktikum soll für einen frühzeitigen Einblick in die Berufswelt sorgen. Gerade mit Blick auf die beruflichen Perspektiven soll dem Studiengang ein Be-

ratungsgremium an die Seite gestellt werden, das mit hochrangigen Vertretern von Unternehmen und Einrichtungen besetzt ist, in denen P & E-Absolventen später tätig sein werden. Schließlich wird ein Teil der Lehrveranstaltungen in englischer Sprache angeboten, um die internationale Einsatzfähigkeit zu stärken. Dies gilt insbesondere für den Master-Studiengang.

Weitere Informationen bei
Fachstudienberatung
Prof. Dr. Rainer Hegselmann
Tel. 0921/55-5075 oder 55-5022
e-mail:
rainer.hegselmann@uni-bayreuth.de
Prof. Dr. Bernhard Herz
Tel. 0921/55-2912 oder 55-2913
e-mail:
bernhard.herz@uni-bayreuth.de

Technomathematik

Der neue Studiengang Technomathematik, für den einschließlich der Diplomarbeit neun Semester Regelstudienzeit vorgesehen ist, bietet die Möglichkeit, eine gründliche Ausbildung in Mathematik mit dem Erwerb solider Kenntnisse in Technik und Informatik zu kombinieren.

Die späteren Technomathematiker sollen durch ihre Ausbildung dazu befähigt werden, in Zusammenarbeit mit Ingenieuren und angewandten Naturwissenschaftlern technische Probleme in mathematische Modelle zu übersetzen, diese Probleme zu analysieren, zu ihrer Lösung Algorithmen zu entwickeln oder vorhandene anzupassen. Außerdem sollen sie in der Lage sein, diese Algorithmen unter Berücksichtigung informatischer Methoden auf modernen Höchstleistungsrechnern zu implementieren und schließlich die neuen mathematischen und numerischen Ergebnisse mit Hilfe moderner computergraphischer Methoden technisch zu interpretieren.

Hintergrund der Überlegungen zu diesen neuen Diplom-Studiengang

ist die Tatsache, daß Technik in unserer Zeit ohne mathematische Modelle und deren Auswertung mit Hilfe von Computern nicht mehr denkbar ist. Beflügelt durch die gewaltige Leistungssteigerung der Rechenanlagen in den letzten Jahrzehnten ist die Mathematik in immer weitere Bereiche vorgestoßen und hat ungeahnte neue Anwendungsmöglichkeiten erschlossen.

Viele technische Probleme, deren mathematische Behandlung früher als aussichtslos galt, können heutzutage nach mathematischer Beschreibung mit numerischen Methoden auf Rechenanlagen oftmals in Sekundenschnelle gelöst werden. An die Stelle eines realen Modells, mit dessen Hilfe früher Probleme in erster Linie experimentell gelöst wurden, tritt heute immer mehr das mathematische Modell, etwa eine mathematische Gleichung mit einem Algorithmus zu ihrer Lösung. Ein Denkmodell ersetzt ein materielles Modell - dies gerade ist oft von allergrößtem praktischen und ökonomischen Nutzen.

Neue leistungsfähige und ausgefeilte mathematische Methoden erlauben heute, mathematische Aufgabenstellungen zu lösen, denen immer komplexere und realitätsnahe Modelle aus konkreten Anwendungen zugrundeliegen. Man ist heute in der Lage, ganze technische Abläufe durch „numerische Simulation“ im Rechner vor der eigentlichen Fertigung zu verstehen, zu beherrschen und zu optimieren. Ziel ist es, teure reale Experimente durch preisgünstigere Computerexperimente teilweise zu ersetzen. Oft können sogar virtuelle Experimente auf dem Rechner durchgeführt werden, die in der Realität so nicht durchführbar sind. Die mathematische Vorausberechnung technischer Prozesse hat eine immense Bedeutung für zahlreiche Schlüsselbereiche der Wirtschaft. Man spricht heute sogar von Mathematik als Schlüsseltechnologie für die Zukunft.

An der Nahtstelle zwischen Mathematik, Informatik und Natur- und Ingenieurwissenschaften hat sich dabei eine junge Disziplin entwickelt, das „Wissenschaftliche Rechnen“. Speziell die Verbindung zwischen Technik und Mathematik innerhalb des Wissenschaftlichen Rechnens wird heute gemeinhin als „Technomathematik“ bezeichnet.

Die Ausbildung im Diplom-Studiengang Technomathematik besteht aus drei Säulen, wobei Mathematik etwa 50-60 % des Lehrstoffes ausmachen werden, die Informatik und die Technik jeweils ca. 20-25 %.

In gleichem Maße, wie die Bedeutung der Mathematik für die Industrie steigt, wächst auch die Nachfrage nach gut ausgebildeten Spezialisten in diesem Bereich. Im Idealfall sollen sie im Team mit Ingenieuren und Naturwissenschaftlern an der Lösung technischer Probleme arbeiten und deren Sprache beherrschen, moderne mathematische Verfahren anwenden und dem jeweiligen Problem entsprechend modifizieren können, über ein breit angelegtes Grundwissen verfügen, um auch neue mathematische Methoden entwickeln zu können und sie sollen sich aller Hilfen moderner Computer bedienen können.

Die Berufsaussichten für Mathematiker, Wirtschaftsmathematiker und natürlich auch für Technomathematiker in Industrie, Wirtschaft und Dienstleistungsunternehmen sind seit vielen Jahren gut, seit einigen Jahren sogar ausgezeichnet.

Weitere Informationen bei:
Fachstudienberatung
Prof. Dr. Hans Josef Pesch
Lehrstuhl für Ingenieurmathematik
Tel. 0921/55-7150
Fax 0921/55-7155
e-mail:
hans-josef.pesch@uni-bayreuth.de

Polymer- und Kolloidchemie

Chemiker, die sich in ihrem Studium auf Polymere oder Kolloide spezialisiert haben, sind heute in der Industrie sehr gefragt. Und vor allem: die Berufsaussichten werden sich wegen der zur Zeit geringen Studentenzahlen und der günstigen Wirtschaftsprognosen in den nächsten Jahren weiter verbessern. Deswegen passt auch der neuer Diplom-Studiengang „Polymer- und Kolloidchemie“ gut in die Landschaft.

Polymere, das sind populär gesagt, sehr große Moleküle, Makromoleküle, die sich in Kunststoffen, Autoreifen, modernen Geweben, Lacken usw. finden. Das Anwendungsspektrum reicht von einfachen Verbrauchsgegenständen über komplexe Bauteile für die Auto- und Flugzeugindustrie bis hin zu Hightech-Materialien, wie z.B. holographische Datenspeicher.

Kolloide sind dagegen mikroskopisch kleine Partikel. Ihr Einsatz reicht von Kosmetika über Wasch- und Reinigungsmittel bis hin zur Entwicklung moderner Pharmaka. Innovative Produkte, wie z.B. umweltfreundliche Lacke und Dispersionsfarben basieren auf jüngsten Entwicklungen der Polymer- und Kolloidchemie.

Mit modernen Methoden der Makromolekularen Chemie, der Kolloidchemie und der Biotechnologie können auch Biomaterialien in großer Vielfalt mit spezifischen Funktionen hergestellt werden. Gerade in diesem Bereich stehen die Polymer- und Kolloidwissenschaften zu Beginn des 21. Jahrhunderts vor vielen neuen Herausforderungen und werden - falls erfolgreich - Impulse für die Entwicklung moderner Technologien vermitteln. Durch ihre fachübergreifende Denkweise zeigt sich die Polymer- und Kolloidwissenschaft daher als wichtiges Bindeglied zwischen Material- und Biowissenschaften. Der neue Studiengang soll einschließlich Prüfungen und Diplomarbeit neun Semester umfassen. Das

Studium gliedert sich dabei in ein viersemestriges Grundstudium, das weitgehend deckungsgleich mit dem des Diplom-Studienganges Chemie, ist und einem fünfsemestrigen Hauptstudium. Es ist geplant, einen Teil der Veranstaltung des siebten und achten Fachsemesters in englischer Sprache abzuhalten. Ferner beinhaltet das Hauptstudium ein mindestens sechswöchiges Industriepraktikum und die mit dem Studienplan kompatible Möglichkeit, ein Semester im Ausland zu studieren. Durch Absprache von Lehrinhalten mit ausländischen Universitäten soll die reibungslose Anerkennung von im Ausland absolvierten Lehrveranstaltungen vorbereitet werden. Dem Studiengang bieten sich in Bayreuth sehr gute Ausgangsmöglichkeiten. Denn seit 1975 stellt die Makromolekülforschung einen Schwerpunkt der Universität dar. Daneben hat sich auch der Bereich der grenzflächen-dominierten Materie, also die Kolloidforschung, zu einem Schwerpunkt etabliert. Zwischen beiden Gebieten gibt es hinsichtlich der verwendeten Materialien und der zugrundeliegenden Konzepte Anknüpfungspunkte, die sich schon heute in gemeinsamen Forschungsvorhaben niederschlagen. □

Weitere Informationen bei Zentrale Studienberatung Tel. 0921/55-5244 und 5245, Fax 0921/55-5248, e-mail:
studienberatung@uni-bayreuth.de

Fachstudienberatung

Prof. Dr. Axel Müller
Lehrstuhl Makromolekulare Chemie II, Tel. 0921/55-3399
e-mail:
axel.mueller@uni-bayreuth.de

Prof. Dr. H. Hoffmann
Lehrstuhl Physikalische Chemie I, Tel. 0921/552760
e-mail:
heinz.hoffmann@uni-bayreuth.de

Neue Konzepte der Geschichtswissenschaft

Karina Urbach

Zur Jahrtausendwende befindet sich die Geschichtswissenschaft an der Universität Bayreuth in einer neuen Aufbruchphase.

Seit mehr als 15 Jahren haben wir Studenten aus ganz Deutschland und dem Ausland gründlich und - vor auch zügig - für eine Wissenschaftskarriere, das Lehramt und eine Vielzahl kreativer Berufe ausgebildet. Im Zuge der neuen Hochschulreform haben auch wir es uns jetzt verstärkt zur Maxime gemacht, die Bayreuther Geschichtswissenschaft noch internationaler auszurichten und ihr einen herausragenden Standort auf der immer globaler werdenden Wissenschaftslandkarte zu verschaffen.

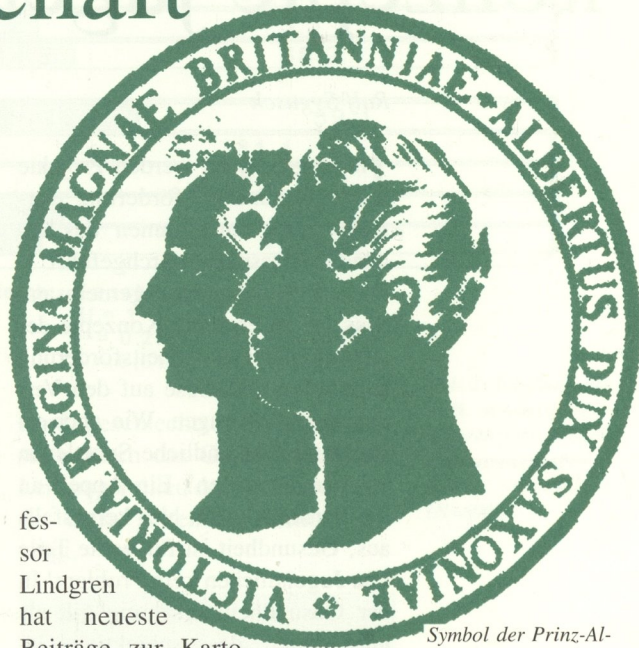
Auch bisher haben die Bayreuther Historiker nie in „nationalen“ Schienen gedacht. Unsere Studenten wurden in Vorlesungen und Seminaren in der englischen, französischen, pazifischen, afrikanischen und seit kurzem auch chinesischen Geschichte, unterrichtet. Exkursionen, die von den Professoren Bosbach, Endres, Hiery, Lindgren, Schlumberger und Segl geleitet wurden und mit Stipendiengeldern finanziert werden konnten, führten unter anderem nach London, Budapest und Prag. Auslandsaufenthalte der Studenten wurden besonders von Professor Hiery als Erasmus/Sokrates Koordinator tatkräftig vorangetrieben.

In Zukunft wird dieses Konzept jedoch noch weiter gehen. Dank eines neu konzipierten Studiengangs in Modern German History soll es für die Bayreuther Studenten möglich werden, sowohl in Bayreuth als auch an einer amerikanischen/britischen Universität einen MA zu absolvieren. Dieses Konzept wird, neben dem Afri-

kaschwerpunkt von Professor Lange, Bayreuth zu einen einmaligen Standort für deutsche und ausländische Studenten machen.

Neben diesen Innovationen für die Lehre hat sich auch in der Forschung bei den Bayreuther Historikern in den letzten Jahren sehr viel getan. Das seit Jahrzehnten fest etablierte Bayreuther Historische Kolloquium beschäftigte sich 1999 unter der Leitung von Professor Segl mit dem Thema „Zeitenwenden - Wendezeiten, im Jahre 2000 wird Professor Hiery eine internationale Tagung zu Zeitgeist und die Historie leiten. Professor Bosbach, der erst kürzlich als Präsident der Prinz-Albert-Gesellschaft (PAG) wiedergewählt wurde, veranstaltet weiterhin jährlich deutsch-britische Konferenzen in Coburg, u.a. 1999 über „Prinz Albert und die Entwicklung der Bildung in England und Deutschland im 19. Jahrhundert“. Das Studentenseminar der PAG - unter der Leitung von Dr. Urbach - fand 1999 mit Unterstützung der Victorian Society in London statt.

Die Forschungsgebiete der einzelnen Lehrstühle sind konstant geblieben. Professor Hiery hat, unter Mitarbeit von Dr. Leupold, mehrere Publikationen zu den deutsch-chinesischen Beziehungen beendet (und u.a. eine Gastprofessur in Peking wahrgenommen) sowie ein neues Standardwerk zur Kolonialgeschichte der Südsee fertiggestellt. Professor Bosbach hat seine Forschungen zum Westfälischen Frieden in mehreren Bänden dokumentiert und Professor Segl wird in Kürze sein Buch über Häresie und Inquisition im Mittelalter abschließen. Professor Schlumberger arbeitet über die Spätantike und Pro-



essor Lindgren hat neueste

Beiträge zur Kartographie veröffentlicht. Professor Endres betreibt besonders intensiv die Integrationsforschung und in diesem Zusammenhang hat die Eröffnung des Bundeslastenausgleichsarchivs in Bayreuth diesen bisherigen Schwerpunkt der Bayreuther Landesgeschichte noch einmal besonders aufgewertet.

Auch die Assistenten hatten 1998/99 einige Erfolge zu verzeichnen, u.a. haben sich Frau Dr. Föbel (Mittelalter) und Herr Dr. Kampmann (Frühe Neuzeit), die beide mit dem Förderpreis des Universitätsvereins ausgezeichnet wurden, habilitiert. Herr Kampmann hat gegenwärtig eine Lehrstuhlvertretung in Bonn übernommen. Er wird in Bayreuth seit dem Wintersemester 1999/2000 von Dr. Brockmann vertreten.

Im Jahr 2001 werden die Historiker in ein neues Gebäude auf dem Campus einziehen. Hiermit wird ihnen auch - logistisch gesehen - die Möglichkeit geboten werden noch verstärkter interdisziplinär zu arbeiten. Wir hoffen, auch für unsere neuen Nachbarn eine Bereicherung darzustellen. □

Symbol der Prinz-Albert-Gesellschaft: Der Coburger Prinz und seine legendäre Gemahlin Victoria I von England schlagen die Forscherbrücke der Historiker nach England.

Subjektive Gesundheitskonzepte jugendlicher Sportler

Ralf Sygusch

In jüngerer Zeit werden Projekte zur Gesundheitsförderung vermehrt auch im Rahmen des Jugendvereinsports durchgeführt. Diesen Projekten ist gemeinsam, dass sie an erprobte Konzepte der allgemeinen Gesundheitsförderung anknüpfen und diese auf den Vereinssport übertragen. Wie aber erreicht man jugendliche Sportler in solchen Projekten? Ein Appell an die Vernunft reicht hier keinesfalls aus, Gesundheit ist für weite Teile von Jugendlichen kein Problem! In der Gesundheitsforschung gilt als unbestritten, dass subjektive Gesundheitskonzepte, das individuelle Verständnis und Erleben von Gesundheit, ein zentraler Ansatzpunkt sind, um einen Zugang zum Gesundheitsbewusstsein Jugendlicher zu finden. Dieser Aspekt bleibt in den vorliegenden sportbezogenen Konzepten jedoch weitgehend offen. Auch Forschungsergebnisse dazu liegen kaum vor. Weitgehend ungeklärt ist bislang, wie jugendliche Sportler ihre Gesundheit erleben, was sie darunter verstehen

und wie sie diese bewerten. Angelehnt an den Bezugsrahmen der Selbstkonzeptforschung wird im Folgenden der Frage nachgegangen, ob sich Jugendliche mit differenter Sportaktivität in verhaltensrelevanten Aspekten subjektiver Gesundheitskonzepte unterscheiden. Datenbasis dafür ist die Jugendsportstudie NRW, in der 2425 Jugendliche zwischen 12 und 19 Jahren zu ihrer Sportaktivität und ihrem Gesundheitszustand befragt worden sind (vgl. Kurz/Sack/Brinkhoff 1996). Die folgenden Untersuchungsergebnisse zu diesen Fragen beruhen auf einer Sekundäranalyse dieser Studie.

Wie schätzen jugendliche Sportler ihren allgemeinen Gesundheitszustand ein?

Mit zunehmender Sportaktivität nehmen sich Jugendliche gesünder wahr (vgl. Abb. 1). Dabei schätzen Jungen ihren allgemeinen Gesundheitszustand auf allen Aktivitätsniveaus besser ein als Mädchen: 71% der hochaktiven Sportlerinnen be-

werten sich als gesund, bei den hochaktiven männlichen Sportlern sind dies 81%, bei den nichtaktiven Mädchen mit 39% gerade halb so viele. Wenn die eigene Gesundheit für weite Teile von Jugendlichen kein Problem ist, dann muss nach diesen Ergebnissen hinzugefügt werden: Für jugendliche Sportler erst recht nicht!

Erleben Sportler weniger Krankheiten und Beschwerden?

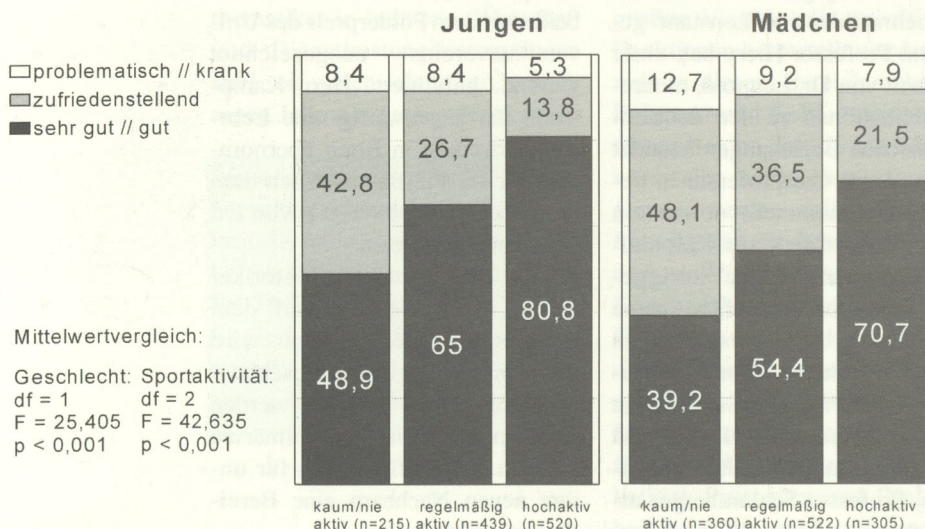
Das Erleben von Krankheiten und Beschwerden ist unabhängig vom Ausmaß der sportlichen Aktivität: Sportler geben in fast gleichem Ausmaß chronische Krankheiten und psychosomatische Beschwerden an wie Nicht-Sportler. Stark ausgeprägt sind dagegen Geschlechtsunterschiede: Vor allem psychosomatische Beschwerden sind, unabhängig von der Sportaktivität, ein typisches weibliches Krankheitsbild (Sygusch 2000, 130-137).

Erleben sich Sportler als leistungsfähiger?

Neben Krankheiten beschreiben Jugendliche sportliche Funktionalität und Leistungsfähigkeit als zentralen Aspekt ihres Gesundheitsverständnisses. Sowohl Mädchen wie auch Jungen schätzen ihre sportliche Leistungsfähigkeit mit zunehmender Aktivität höher ein (Sygusch 2000, 137-140). Auch hier geben die Jungen die höchsten Selbsteinschätzungen ab: Hochaktive männliche Vereinssportler haben das positivste Bild von der eigenen sportlichen Leistungsfähigkeit.

Die weiterreichende Differenzierung der Vereinssportler nach

Abb. 1: Allgemeiner Gesundheitszustand in %. Gesamtstichprobe differenziert nach Sportaktivitätsgrad und Geschlecht (N=2425).



Sportartengruppen zeigt, dass sowohl beim subjektiv erlebten Beschwerdemaß wie auch bei der sportlichen Leistungsfähigkeit geschlechtstypische Polarisierungen vorliegen: Fuß- und Handballer sowie Kraft- und Kampfsportler, deren Sport traditionell männlich geprägt ist, geben das geringste Beschwerdemaß an und schätzen sich zugleich als höchst leistungsfähig ein. Sie unterscheiden sich in beiden Merkmalen am deutlichsten gerade von den Sportlerinnen ästhetisch-kompositorischer Sportarten (Turnen, Rhythmische Sportgymnastik, Tanz), deren Sport typischerweise weibliche Symbole ausdrückt und eine verstärkte Aufmerksamkeit für den eigenen Körper verlangt.

Sind Sportler selbstbewusster?

Im Bereich der psychischen Gesundheit wurden das „Selbstwertgefühl“ und „emotionale Stresssymptome“ überprüft: Aktive Jugendliche geben ein höheres Selbstwertgefühl an als weniger und als gar nicht aktive, männliche Sportler ein besseres als weibliche. Von emotionalen Stresssymptomen (z.B. Wut, Trauer, Einsamkeit) sind Sportler nach eigenen Angaben in gleicher Weise betroffen wie Nicht-Sportler, Sportlerinnen stärker als männliche Aktive.

Sind Sportler besser sozial integriert?

Mit „jugendtypischer Problembelastung“ und „sozialer Integration und Unterstützung“ wurden Dimensionen sozialer Gesundheit erfasst: Sportler nennen ein geringeres Maß jugendtypischer Problembelastung (z.B. Schule, Eltern) und erleben einen höheren Grad sozialer Integration und sozialer Unterstützung. Sportlerinnen geben mehr soziale Netzwerke als männliche Sportler an, in denen sie sich sowohl gut integriert sehen wie auch einen hohen Grad an sozialer Unterstützung erfahren. Unterschiede in der sozialen Integration etwa zwischen Mannschafts- und

Individualsportarten liegen dabei nicht vor.

Rauchen und trinken Sportler weniger?

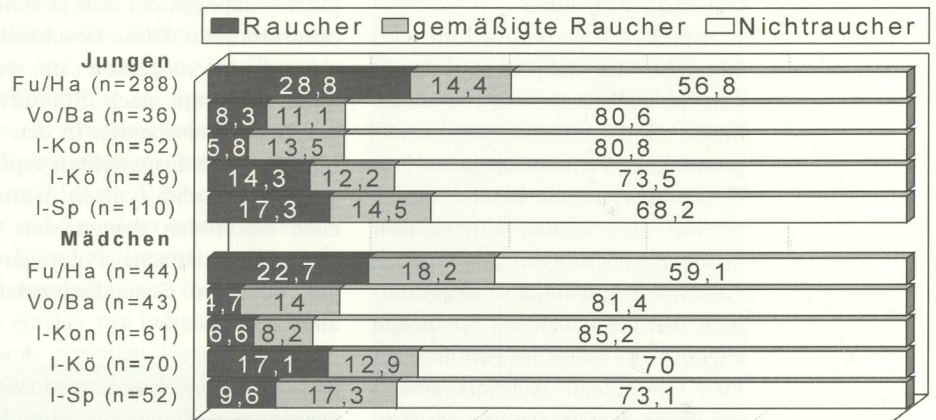
Sportler unterscheiden sich nicht generell von Nicht-Sportlern. Zwar rauchen mit zunehmender Aktivität vor allem Sportlerinnen weniger, der Alkoholkonsum ist dagegen unabhängig vom Ausmaß der Sportaktivität, aktuelle Vereinsmitglieder trinken sogar häufiger Alkohol als Jugendliche, die nie Mitglied eines Sportvereins waren. (vgl. auch Brinkhoff 1998).

Beim Rauchen (vgl. Abb. 2) liegen die Fuß- und Handballer deutlich vorn, zweite Rangplätze nehmen Individualsportler der Gruppen „Turnen/Tanz“, „Kampf-/Kraftsport“ und „Spiele“ (Tennis etc.) ein, am wenigsten geraucht wird in den konditionsorientierten Sportarten (Leichtathletik, Schwimmen, Radsport). Beim Alkoholkonsum zeigen sich lediglich leichte Trends: Auch hier geben die Fuß- und Handballer einen sehr hohen Konsum an. Auffällig an den Ergebnissen ist das annähernd sportartenhomogene Verhalten der Sportlerinnen und Sportler. Offenbar ist der Zusammenhang von Genussmittelkonsum und Vereinssportart weitge-

hend geschlechtsunabhängig und stark durch das Gesundheits- und Leistungsmilieu der Sportarten und der darin geltenden Normen geprägt.

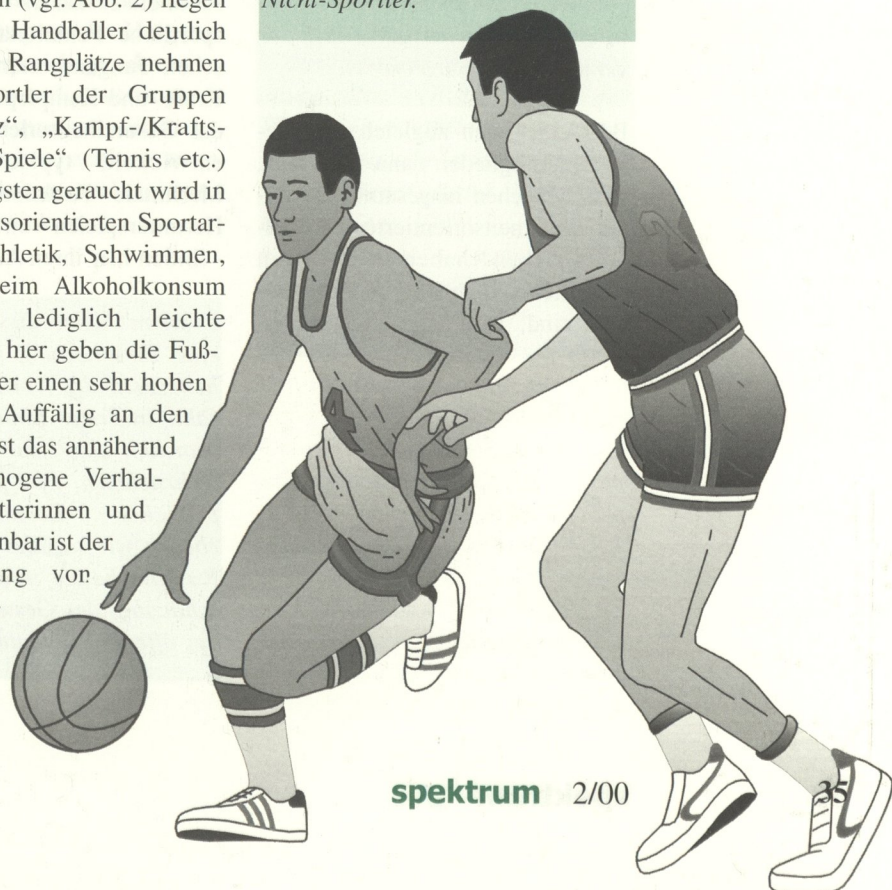
Zwischenfazit:

Sportler erleben sich zwar gesünder als, sie schätzen ihre sportliche Leistungsfähigkeit, ihr Selbstwertgefühl und ihre soziale Integration auch entsprechend höher ein, keineswegs aber geben Sportler bedeutsam weniger körperliche Beeinträchtigungen an, auch verhalten sie nicht etwa gesünder als Nicht-Sportler.



Mittelwertvergleich: Geschlecht: df = 1, F = 0,26, p = 0,610
Sportarten: df = 4, F = 6,283, p < 0,001

Abb. 2: Tabakkonsum in %. Vereinssportler differenziert nach Sportartengruppen und Geschlecht (N=800).



Gesundheitserleben

In diesem Auswertungsschritt wird versucht, das subjektive Erleben von Gesundheit, dass den beschriebenen Selbsteinschätzungen zugrundeliegt, zu rekonstruieren. Das Gesundheitserleben beschreibt, inwieweit die erfassten Dimensionen in die Bewertung des allgemeinen Gesundheitszustandes übernommen werden - welchen Bereichen Jugendliche selber im Hinblick auf ihre Gesundheit Aufmerksamkeit schenken. Daraus lassen sich Hinweise für potentiell Gesundheits Handeln sowie Ansatzpunkte für die Gesundheitsförderung ableiten.

Welchen Stellenwert nehmen die erfassten Dimensionen im Gesundheitserleben jugendlicher Sportler ein?

Wenn Vereinssportlerinnen ihren Gesundheitszustand bewerten, dann ist das wichtigste Kriterium, ob und in welchem Umfang körperliche Beeinträchtigungen vorliegen, die sportliche Funktionalität erscheint hier zweitrangig. Bei den männlichen Vereinssportlern ist in erster Linie bedeutsam, ob sie sich sportlich aktiv und leistungsfähig erleben, das (Nicht-)Vorliegen von körperlichen Beeinträchtigungen wird, wenn auch nur geringfügig, nachgeordnet.

Betrachtet man zugleich die Nie-Vereinsmitglieder, dann zeigt sich, dass Mädchen insgesamt ein stärker krankheitsorientiertes Gesundheitserleben haben und darin männlichen Nie-Mitgliedern ähnlich sind, männliche Vereinsmit-

glieder dagegen ein stärker funktionsorientiertes. Diese Geschlechtsunterschiede verstärken sich, wenn man wiederum nach Sportartengruppen unterscheidet. In den bereits oben herausgestellten typisch weiblichen und typisch männlichen Sportarten deuten sich geschlechtsspezifische Polarisierungen auch im Gesundheitserleben an.

F Wenn Sportlerinnen traditioneller Mädchensportarten eine Einschätzung ihres Gesundheitszustandes vornehmen, dann beruht diese offenbar auf einem offenbar elaborierten Gesundheitserleben - die Wahrnehmung körperlicher Beeinträchtigungen nimmt die zentrale Position ein, sportliche Funktionalität und Gesundheitsverhalten sind nachgeordnet.

Damit dokumentieren sich typischerweise weibliche Merkmale wie „Sensibilität für den Körper und Nähe zu Krankheit“. Daneben wird auch dem Gesundheitsverhalten ein beachtenswerter Stellenwert eingeräumt: Der Konsum von Alkohol- und Tabak bzw. die Abstinenz davon werden stärker in die Bewertung des allgemeinen Gesundheitszustandes einbezogen als sportliche Funktionalität. In typischen Jungensportarten - v.a. im Kraft- und Kampfsport - erscheint das Gesundheitserleben nur wenig entwickelt, typisch männliche Merkmale - Funktionsorientierung, Herunterspielen von Beschwerden - finden hier ihren Ausdruck:

F Wenn Aktive dieser Sportarten eine Einschätzung ihres Gesundheitszustandes vornehmen, dann zählt in erster Linie, ob sie sich sportlich aktiv und leistungsfähig wahrnehmen. Das Vorliegen körperlicher Beeinträchtigungen ebenso wie soziales Befinden und Risikoverhalten sind für die Einschätzung des Gesundheitszustandes offenbar bedeutungslos.

Eine hohe Bedeutung männlicher Geschlechtsrollensymbole - ein zentraler Stellenwert der sportlichen Funktionalität - kommt auch bei den Fuß- und Handballern zum Ausdruck. Das Gesundheitserleben der männlichen Aktiven scheint auch hier in erster Linie daran geknüpft zu sein, ob sie sich aktiv und leistungsfähig einschätzen. Körperliche Beschwerden nehmen eine Nebenrolle ein, bedeutsamer für die Bewertung des allgemeinen Gesundheitszustandes sind die psychische Gesundheit sowie das Risikoverhalten.

Im Gesundheitserleben bilden diese Gruppen die Pole „typisch weiblich“ und „typisch männlich“, die anderen sind Sportpraxen zwischen diesen Polen anzusiedeln. Neben solchen Polarisierungen gibt es auch auffällige Annäherungen. Bei den Fuß- und Handballerinnen nimmt die sportliche Funktionalität - knapp hinter körperlichen Beeinträchtigungen - ebenfalls einen zentralen Stellenwert ein. In keiner anderen Sportart der Mädchen ist die Funktionsorientierung so bedeutsam wie in diesem typischerweise männlich geprägten Fuß- und Handballmilieu; allenfalls noch in der sportartübergreifenden Gruppe der Wettkampfsportlerinnen.

Diese Gruppen geben Anlass zu



folgender Deutung: Sportlerinnen, die in männlich geprägten Sportpraxen aktiv sind, greifen männliche Bewertungsmuster auf, ohne dass typisch weibliche Muster dabei eingebüßt werden.

Bei den Fuß- und Handballern ebenso wie bei den Wettkampfsportlerinnen hat interessanterweise auch das Risikoverhalten einen beachtlichen Stellenwert im Gesundheitserleben. Bei den Fuß- und Handballern ist das beim hohen Alkohol- und Tabakkonsum in dieser Gruppe damit in etwa so zu deuten ist: Ich fühle mich gesund, solange ich rauchen und trinken und weiterhin meinen Sport treiben kann. Im „Abstinenzmilieu“ der Wettkampfsportlerinnen - in gleicher Weise auch bei den Leichtathletinnen und Schwimmerinnen - kann dies im Gegensatz dazu Ausdruck gesundheitsbewussten Umgangs mit Alkohol und Zigaretten aufgefasst werden: Ich fühle mich gesund, wenn ich mich gesund verhalte.

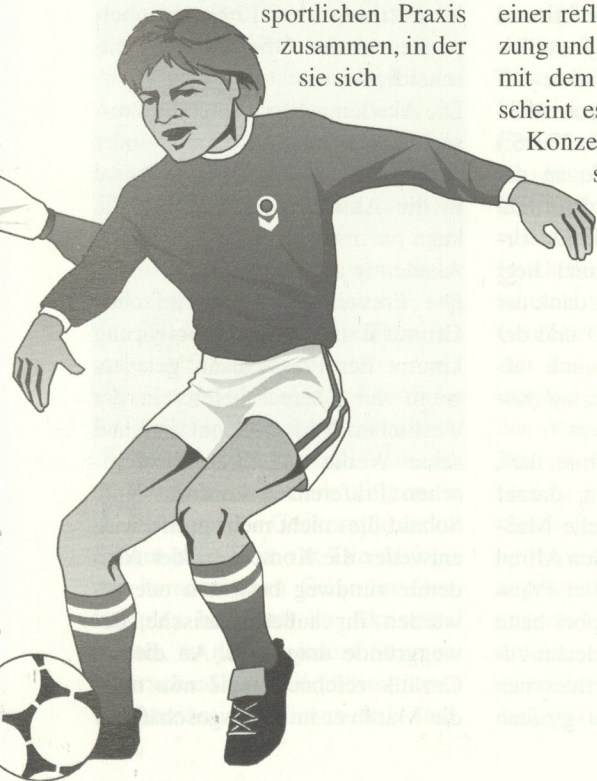
Resümee

Wie Sportler ihren Körper und ihre Gesundheit erleben und bewerten und wie sie mit Tabak und Alkohol umgehen, hängt mit der sportlichen Praxis zusammen, in der sie sich

bewegen, ihren Körper trainieren, erfahren und präsentieren. Im Hinblick auf Konzepte der Gesundheitsförderung im Sportverein besitzt ein Ergebnis jedoch über alle Differenzierungen hinweg Allgemeingültigkeit: Der bei Sportlerinnen und Sportlern sehr positiv eingeschätzte allgemeine Gesundheitszustand dürfte insgesamt wenig Anlass zur individuellen Aufnahme gezielten Gesundheitshandelns bieten. Um das Interesse und Mitarbeit der jugendlichen Sportler zu gewinnen, dürfen Programme der Gesundheitsförderung im Kontext der sportlichen Aktivität das subjektive Gesundheitserleben in seinen unterschiedlichen Ausprägungen, das vorzufindende Konsumverhalten sowie sportartspezifische Normen der jeweiligen Zielgruppen nicht übersehen. Nach den vorliegenden Ergebnissen kann es nicht das Konzept, das Ziel und den Zugang für alle Sportler geben. Wenn in der Gesundheitsförderung von Jugendlichen auf Mittel des Sports zurückgegriffen werden soll, wenn auch der organisierte Sport den Anspruch einer gesundheitsfördernden Wirkung erhebt, die u.a. in der Entwicklung einer bewussten Körperwahrnehmung, einer reflektierten Auseinandersetzung und eines gesunden Umgangs mit dem Körper liegt, dann erscheint es notwendig, vorliegende Konzepte sportart- und geschlechtsspezifisch zu reflektieren und weiterzuentwickeln. □

Literatur

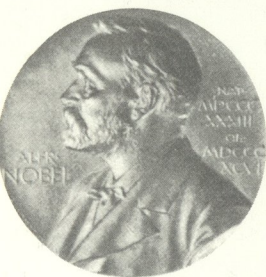
- Badischer Landesverband gegen die Suchtgefahren e.V. (BLV): LA OLA. Suchtvorbeugung im Sportverein. Urloffen 1997.
- Brinhoff, K.-P.: Sport und Sozialisation im Jugendalter. Entwicklung, soziale Unterstützung und Gesundheit. Weinheim/München 1998.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BzgA): Kinder stark machen. Gemeinsam gegen Sucht. Köln 1999.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BzgA): Jugend und Gesundheit im Sportverein. Köln 1996.
- Kurz, D./Sack, H.-G./Brinkhoff, K.-P.: Kindheit, Jugend und Sport in Nordrhein-Westfalen. Der Sportverein und seine Leistungen. Eine repräsentative Befragung der nordrhein-westfälischen Jugend. Eine Schriftenreihe des Ministeriums für Stadtentwicklung, Kultur und Sport. Düsseldorf 1996.
- Selschow, U./Knauer-Berk, O.: Gesundheitsförderung. In: Olympische Jugend 44/3 (1999), 18-19.
- Sygyusch, R.: Sportliche Aktivität und subjektive Gesundheitskonzepte von Jugendlichen. Eine Studie zum Erleben von Körper und Gesundheit. Schorndorf 2000.
- „Jugend und Gesundheit im Sportverein“ (BzGA 1996), das Übungsleiterausbildungskonzept „Gesundheitsförderung“ der Deutschen Turnerjugend (Selschow/Knauer-Berk 1999), „Gemeinsam gegen Sucht“ (BzGA 1999), „Suchtvorbeugung im Sportverein“ (blv 1997).



NO BELEHRUNG

Armin Schäfer

In loser Folge stellt SPEKTRUM besonders hervorhebenswerte Doktorarbeiten vor. Dieses Mal ist es die von Isaac Bazié, der sich mit dem Thema Literaturnobelpreis - Pressekritik - Kanonbildung. Die kritischen Reaktionen der deutschsprachigen, französischen und englischen Presse auf den Literaturnobelpreis von 1984 bis 1994 beschäftigt hatte. Dr. Armin Schäfer, als wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl Neue Deutsche Literaturwissenschaft und Didaktik der deutschen Sprache und Literatur ohnehin nahe am Thema, hat sich an dem nachfolgenden Beitrag mit Baziés Arbeit auseinandergesetzt.



„Es ist mein ausdrücklicher Wille, daß bei der Preisverleihung keinerlei Rücksicht auf die Nationalität genommen werden darf, so daß nur der Würdigste den Preis erhält, ob er nun Skandinavier ist oder nicht“

Alljährlich am ersten Donnerstag im Oktober um 13 Uhr wird in Stockholm von der Schwedischen Akademie bekannt gegeben, wem dieses Mal der Literaturnobelpreis verliehen wird. Im Jahr 1988 ereignete es sich, wie der Spiegel berichtete, daß nach der Pressekonferenz „die Akademie-Gäste schweigend auseinander gingen, am Namen des neuen Laureaten (Mahfouz? Mafus?) rätselten und in Buchhandlungen eilten“. Ausgezeichnet wurde ein den - deutschen - Journalisten unbekannter ägyptischer Autor. Alle schon vorbereiteten Artikel mussten in der Schublade bleiben, denn wieder einmal hatte es keinen der Favoriten getroffen. Dabei hätten die Journalisten gewarnt sein können. Schon zwei Jahre vor Nagib Machfus hatte die Akademie mit Wole Soyinka aus Nigeria einen Autor ausgezeichnet, der in Deutschland weitgehend unbekannt war.

Sofern die deutsche Presse der Nobelehrung für Machfus nicht einfach mit Hilflosigkeit begegnete, fand sie in der Not, einen Gedanken zum Nobelpreisträger zu fassen, doch ein Thema: den Nobelpreis als solchen und die Beweggründe der Schwedischen Akademie. Joachim Kaiser beispielsweise schrieb in der Süddeutschen Zeitung: „Beflissener Exotismus, abwiegelndes Abwechslungsbedürf-

nis und nervöse Angst vor dem Genialen haben freilich nicht verhindert, daß hin und wieder auch tatsächlich große Schriftsteller ausgezeichnet wurden. In den letzten fünf Jahren - Golding, Seifert, Simon, Soyinke [!], Brodsky - war zwar kaum ein überragender Autor dabei.“

Seit nunmehr 100 Jahren ergeht an die Schwedische Akademie derselbe Vorwurf: Mindere Autoren, deren Werke leider keine weltliterarische Geltung hätten, würden den Regeln eines ideologischen Prozesses gehorchend ausgewählt. Und seit den Zeiten der politischen Korrektheit werde alles noch schlimmer. Ins Kalkül würden immer mehr Faktoren eingehen, die fernab literarischer Qualitätsmaßstäbe liegen: Jetzt müssen auch Afrikaner und Frauen berücksichtigt werden.

Wie „literarisch“ ist der Nobelpreis? Dieser Frage geht Isaac Bazié in seiner Dissertation Literaturnobelpreis - Pressekritik - Kanonbildung. Die kritischen Reaktionen der deutschsprachigen, französischen und englischen Presse auf den Literaturnobelpreis von 1984 bis 1994 (Würzburg 1999, 273 S.) nach. Seine Arbeit wurde an der Universität Bayreuth von Prof. Dr. János Riesz und Frau Prof. Dr. Ursula Link-Heer betreut und liegt mittlerweile, nicht zuletzt dank der Unterstützung des DAAD und der Universität Bayreuth, auch als Buch im Würzburger Verlag Königshausen & Neumann vor.

Die Schwedische Akademie darf, entgegen allen Einwürfen, darauf bestehen, einzig literarische Maßstäbe und den letzten Willen Alfred Nobels als Kriterien bei der Preisverleihung anzulegen: Nobel hatte verfügt, daß „die Preise denen zugeteilt werden, die im verflossenen Jahr der Menschheit den größten

Nutzen gebracht haben“, und näher hin demjenigen, „der in der Literatur das Beste in idealistischer Richtung geschaffen hat“. Außerdem erklärt Nobels Testament: „Es ist mein ausdrücklicher Wille, daß bei der Preisverleihung keinerlei Rücksicht auf die Nationalität genommen werden darf, so daß nur der Würdigste den Preis erhält, ob er nun Skandinavier ist oder nicht“. Die Sitzungen der Akademie finden nicht öffentlich statt, und ihre Laudationes sind naturgemäß eine Textsorte, die sich in Phrasen ergeht. Für die Presse ist die Akademie daher eine Instanz, die ihre Entscheidungen trifft, ohne daß deren eigentliche Gründe gewusst werden können; die Akademie wiederum kann der Presse keine Deutungsmuster vorgeben.

Bazié beobachtet, wie sich beide Instanzen wechselseitig beobachten, und er sieht mehr und weiter als Akademie und Presse. Zum einen, weil er sich bei der Analyse der Werke der Preisträger aller ideologischer Reflexe enthält; zum andern, weil er nicht über die tatsächlichen Beweggründe von Akademie und Presse mutmaßt, sondern analysiert, warum die Intransparenz der Akademie für die Vermittlung des Literaturnobelpreises in der Öffentlichkeit entscheidend ist.

Die Akademie beobachtet die Presse, und sie reagiert darauf - oder auch nicht. Die Einsicht der Presse in die Akademie ist getrübt: Sie kann nur mutmaßen, inwieweit die Akademie auf sie reagiert.

Die Pressekritik folgt einfachen Grundsätzen. Die Nobelehrung kommt der Presse dann gelegen, wenn der Laureat bereits in der westlichen Welt bekannt ist, und seine Werke mit ihren ideologischen Präferenzen konform sind. Sobald dies nicht mehr greift, wird entweder die Kompetenz der Akademie rundweg bestritten oder es werden ihr außerliterarische Beweggründe unterstellt. An diesem Gezänk zeichnet Bazié nun nicht die Manöver im Tagesgeschäft der

Feuilletons nach. Vielmehr erklärt er an der Kollision von Presse und Akademie, wie ein Kanon der Literatur entsteht.

Die Akademie hat sich seit der 1980er Jahren von einem eher konservativen Altherrenclub zu einer weltläufigen Institution gewandelt. Ihre vermehrte Auszeichnung von Frauen oder AutorInnen aus der sogenannten dritten Welt und Osteuropa spiegelt einen veränderten Begriff des Kanons wider.

Ein Kanon kann definiert werden als Versuch, den unvermeidlichen Wandel in der Literatur stillzustellen. Gemäß dieser Sichtweise formt den Kanon die „Tradition“; seine Zuwächse bleiben dann Variationen des Immergleichen. Dagegen steht eine Auffassung, die Weltliteratur nicht allein in den reichsten Industrienationen vermutet, sondern Goethes Begriffs Welt-

literatur tatsächlich wörtlich nimmt. Diesen Wandel im Begriff des weltliterarischen Kanons hat die Akademie wie kaum eine andere Institution befördert. Dennoch kann auch sie den Kanon nicht allein umwerten, vielmehr bedarf es der Pressekritik, um eine Kanonrevision durchzusetzen.

Die Presse trägt zur Kanonbildung in zweifacher Hinsicht bei: Erstens kann sie öffentlich alle Argumente diskutieren, die für und wider einen Preisträger sprechen. Zum anderen diskutiert die Presse, gerade weil sie die Entscheidungen der Akademie nur von außen beobachten kann, am Nobelpreis vornehmlich ihren eigenen Kanon und dessen Kriterien. Und genau dadurch gerät ein Kanon in Bewegung.

Ein revidierter Kanon, wie ihn der Literaturnobelpreis seit Mitte der 1980er Jahre dokumentiert, birgt,

wie Bazié eindrucksvoll darlegt, eine zweifache Chance: Wird der Normalismus im Begriff des Kanons - der Literaturnobelpreisträger ist ein weißer alter Mann, der sein Werk schon hinter sich hat - zugunsten eines emphatischen Begriffs der Weltliteratur überwunden, schließt das keineswegs die europäische Tradition aus, noch werden gar Qualitätsmaßstäbe, wie schwierig sie im einzelnen auch zu begründen seien, aufgegeben. Vielmehr verwandelt sich die europäische Tradition selbst.

Ein Werk, wie etwa die Autobiographie Wole Soyinkas, Aké. Jahre der Kindheit, „bereichert“ nicht einfach den hiesigen Buchmarkt, sondern es greift in den traditionellen westlichen Kanon ein, insofern es dazu anstiftet, die „klassischen“ europäischen Autobiographien erneut zu lesen. □

Vom Sklaven zum Despoten

Joachim Reischl

Wie wird aus einer unstrukturierten Eizelle ein komplexer Organismus? Dies ist die zentrale Fragestellung der Entwicklungsbiologie. Schlüsselgene bei der Steuerung der Entwicklung sind die sogenannten homöotischen Gene. Sie wirken, indem sie positionale Identitäten im Organismus festlegen. Homöotische Gene bestimmen, was aus einem Körpersegment gemacht werden soll. Bei der Fliege beispielsweise bestimmen sie, ob aus einem Segment ein Brustsegment mit Flügeln, ein Brustsegment mit Schwingkölbchen oder ein Hinterleibssegment entsteht.

Homöotische Gene liegen in Form eines Genkomplexes im Erbgut aller Tiere vor. Die Abfolge der homöotischen Gene im Genkomplex bestimmt ihr Aktivitätsmuster, so dass in jedem Segment unterschiedliche Kombinationen von homöotischen Genen aktiv sind.

Welches Gen das Sagen hat und die Identität des entsprechenden Segmentes festlegt ist dabei streng hierarchisch geregelt: schwanzwärts angeschaltete Gene besitzen dabei die Vorherrschaft gegenüber weiter kopfwärts angeschalteten. Forscher vom Max Planck Institut für biophysikalische Chemie in Göttingen und Genetiker der Universität Bayreuth fanden an der Fruchtfliege heraus, dass im Kopfbereich die im Rumpf herrschende Gen-Hierarchie durchbrochen werden kann, ja sogar durchbrochen werden muss, um die Identität eines Kopfsegmentes festzulegen. Das im Kopf aktive homöotische Gen „empty spiracles“ wird von sämtlichen homöotischen Genen am weitesten vorne im Organismus angeschaltet und daher durch alle anderen homöotischen Gene unterdrückt. Wenn das „empty spiracles“-Genprodukt allerdings den passenden Gehilfen besitzt,

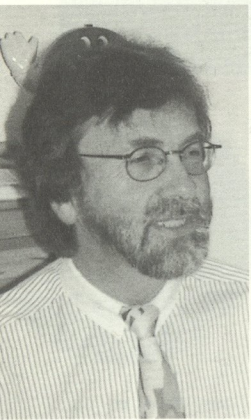
kann der Unterdrückte zum Unterdrücker werden und die Aktivität aller anderen homöotischen Gene niederzwingen. Der Gehilfe von „empty spiracles“ ist das in einer Kopfgregion vorliegende „buttonhead“-Genprodukt. Wechselwirkt das „buttonhead“-Genprodukt mit dem „empty spiracles“-Genprodukt, werden die Fesseln von „empty spiracles“ gelöst und der Sklave wird zum Despoten, wie die Forscher in der neuesten Ausgabe von *Nature* (18. Mai 2000) berichten.

Dieser Mechanismus erklärt aber nur die Spezifizierung eines einzelnen Kopfsegmentes. Weiter ungelöst bleibt die Frage, wie andere Kopfsegmente ihre Identität erfahren. Denn in den vordersten Kopfsegmenten wurde bisher keine homöotischen Genaktivitäten gefunden. Ob ein total anderer Mechanismus vorliegt bleibt zu klären. □

Religion heute

Werner H. Ritter

„Versuch einer Lagebeschreibung“ hat der Bayreuther Religionspädagoge Professor Dr. Werner einen Beitrag untertitelt, der ein wahrlich weitreichendes Thema umfasst, das man kaum hinreichend beschreiben kann. Der Beitrag ist in der wohl renommiertesten evangelischen Monatszeitschrift erschienen, den „Evangelischen Kommentaren“



Werner H. Ritter ist Inhaber des Lehrstuhls Evangelische Theologie II/Religionspädagogik

Die Frage, wie es heute um die Religion bestellt sei, wird von „Mann und Frau auf der Straße“, aber auch von Fachleuten höchst unterschiedlich beantwortet. Stimmen die einen angesichts von Verlusten Klagelieder an, sprechen andere von einem religiösen „Boom“. Dies ist, wie ich meine, darin begründet, daß eine Antwort auf diese Frage eben nicht - wie man leichthin annimmt - eine neutrale und objektive Wiedergabe von „harten Fakten“ auf der Ebene von offen zutage liegenden und deswegen einfach zu benennenden Tatbeständen ist. Vielmehr erweist sich eine Antwort auf diese Frage als eine eminent subjektiv (mit)bedingte (hoffentlich dann auch gründlich reflektierte) Interpretation und Deutung von Vorgängen, Beobachtungen, Zahlen und Daten.

Dabei gleicht das Ich des Betrachters oder Antwortgebers aber keinem gewissermaßen „weißen Blatt Papier“ (D. Hume). Eher ist es so, daß wir alle an dem, was wir für wirklich erachten und deklarieren, „konstruktionsmäßig“ erheblich, wenn auch häufig unbewußt, mitbeteiligt sind - angefangen bei den Einflüssen die aus unserer Erziehung und Sozialisation resultieren, bis hin zu bestimmten (Vor-)Urteilen. Dies vorausgeschickt, soll im folgenden eine Einschätzung der Lage von Religion heute unternommen werden. Nach Erinnerungen an die christliche Geschichte des Begriffs Religion und seine ge-

schichtlichen Verwirklichungen sollen gegenwärtige Tendenzen und Optionen für die Einschätzung des Christlichen skizziert werden. Reminiszenzen

Das Wort Religion ist ursprünglich kein christliches Wort, sondern in der römisch-hellenistischen Philosophie zuhause und meint dort die Beachtung von (kultischen) Verpflichtungen, eine Verhaltensweise oder Tugend. Erst im 4. Jahrhundert, als das Christentum zur Staatsreligion wurde, adaptierte der christliche Glaube den Begriff Religion und verstand darunter die persönliche Beziehung zu Gott (Augustin). Mit der Renaissance gerieten außereuropäische Religionen in das Blickfeld, und mit dem Augsburger Religionsfrieden (1555) sowie dem Westfälischen Frieden (1648) gab es eine Mehrzahl von (christlichen) Konfessionen und Religionsparteien.

Da der christliche Glaube infolge der konfessionellen Zersplitterung während der Reformation an Integrations- und Überzeugungskraft verloren hatte, avancierte der Allgemeinbegriff Religion zunächst zum Zeichen und zur Grundlage für die Überwindung konfessioneller und gesellschaftlicher Differenzen in Europa. Religion ist jetzt ein christlicher Begriff, der zur Reflexion auf die eigene Verfassung und Geschichte gebildet wurde.

Im Verlauf der Neuzeit entwickelt er sich zu einer fundamental-anthropologischen oder -ontologischen Universalkategorie, welche nicht nur die binnenchristlichen Konfessionsdifferenzen, sondern auch noch die Differenzen umgreift, die zwischen Christentum und nichtchristlichen Religionen bestehen. Nun steht „Religion“ für etwas Gemein-Menschliches, un-

abhängig von und vor aller spezifisch historischen Konfessionalität, was dem Begriff eine maximale Allgemeingültigkeit, aber auch eine eigentümliche Ahistorizität verleiht. Die Verallgemeinerungstendenz kann soweit gehen, daß im 20. Jahrhundert sogar Atheismus als Religion verstanden wird (siehe „substantiales“ und „funktionales“ Religionsverständnis).

Neben diesem (positiven) Verständnis gibt es aber seit der Aufklärung ein gegenläufiges negatives Verständnis von Religion als vorwissenschaftlich (A. Comte), antifortschrittlich, als Beweihräucherung des schlechten Status quo und Vertröstung (K. Marx), als Projektion (L. Feuerbach) und Illusion (S. Freud). In der neueren Glaubens- und Theologiegeschichte konnte der Religionsbegriff sehr unterschiedlich rezipiert werden: Während ihn F. D. E. Schleiermacher positiv als „Sinn und Geschmack fürs Unendliche“ versteht und ihn mit dem Christentum in Verbindung bringt, stößt er bei K. Barth und in der Dialektischen Theologie auf erhebliche Vorbehalte. Wichtiger theologischer Ertrag des nachreformatorischen und neuzeitlichen Religionsbegriffs ist auf jeden Fall seine kirchenkritische Komponente sowie seine Ausrichtung am religiösen Subjekt.

Tendenzen

Heute ist Religion als Phänomen und Begriff komplex; spannungsreich und uneindeutig. Sie steht einerseits für eine Realitätsdimension der Lebenswelt, wird andererseits als unreal erfahren und abgelehnt (Religionskritik). Das Verhältnis der modernen Gesellschaft zu ihr ist mit anderen Worten ambivalent: Religion wird als konstitutiv zum Menschen gehöriges, aber auch als epochal-vorübergehendes bzw. vorübergegangenes Phänomen betrachtet²; sie wird als unterdrückend und unfrei machend, aber auch als befreiend und progressiv erfahren. Die Entwicklung im 20. Jahrhundert widerlegt zwar die These von der Erledigung der

Religion durch Wissenschaft, gleichwohl können Menschen heute ihr Leben ohne Religion organisieren und zubringen.

Häufig verstand und versteht man v. a. unter dem Einfluß der klassischen Religionswissenschaft (F. Heiler, H. v. Glasenapp, G. Mensching) Religion als Beziehung oder Verhalten zu einer Macht oder Mächten, Gott oder Göttern, zu einem Heiligen oder Absoluten (= substantiales Verständnis von Religion). Dies suggeriert ein einheitliches Verständnis einer eindeutig identifizierbaren Größe Religion, die aber - neueren Einsichten zufolge (etwa bei P. Antes) - mehr Konstruktion als Realität ist. Die Schwierigkeiten, heute klar zu sagen, was Religion sei, liegen v.a. in der zunehmenden Verallgemeinerung, die der Religionsbegriff erfahren hat.

Christlich-europäisch geprägt, wird der Begriff dem Selbstverständnis anderer „Religionen“ wie Judentum, Hinduismus, Islam oder auch den zahlreichen Naturreligionen nur unzureichend gerecht. Mit der Erkenntnis der Kulturgebundenheit von „Religion“ sieht man immer mehr davon ab, übergreifende und vereinheitlichende Begrifflichkeiten für „religiöse“ Sachverhalte zu finden. Entgegen der früheren Vorstellung eines zeitlosen Wesens der Religion wird heute betont, daß es „Religion“ nur im Plural konkreter Religionen gibt. Das heißt: Wissenschaftlich reflektiert gibt es heute keinen allgemeinverbindlichen Religionsbegriff mehr³, vielmehr gilt „Religion“ als „diskursiver Tatbestand“, über den man sich erst verständigen muß.

So kann es unter Verzicht auf eine Definition nur darum gehen, grob das Bedeutungsfeld von Religion abzustecken. Heuristisch und vereinfacht kann man darunter verstehen: den lebenspraktischen, reflektierten oder unreflektierten Umgang mit dem Woher meiner Existenz, mit dem, „was uns unbedingt angeht“ (P. Tillich), also mit den

letzten Bedingungen unserer Existenz oder meiner „Beziehung zum Unverfügbaren“ (W. Härle). Wichtig ist dabei v.a. die von den Subjekten selbst vorgenommene Beschreibung und Zuschreibung von religiös oder nicht-religiös, die sicher noch einmal der kritischen Reflexion bedarf.

Im Alltag 4 jedenfalls bezeichnen Menschen heute häufig das als ihre „Religion“, was ihnen „Halt“ gibt sowie Antwort auf die Frage nach dem Sinn ihres Lebens, des Weltgeschehens und des In-der-Weltseins. Insgesamt kann Religion als eine eigenständige Dimension unseres Lebens gelten; ihre im abendländisch-europäischen Raum verbreitetste Konkretionsgestalt ist nach wie vor das Christentum. Generell steht „Religion“ v.a. im evangelischen Raum heute für ein eigenständiges, nur noch bedingt oder subsidiär auf Vermittlung durch die Kirche angewiesenes Gottesverhältnis und individuelle Religiosität. In einer gewissen Opposition zur Kirche drückt sich in diesem „Laienkonzept“ der „Freiheitsvorbehalt“ des Christenmenschen gegenüber seiner Kirche (T. Rendtorff) aus.

Eine Zustandsbeschreibung der christlichen Religion und der allgemeinen religiösen Lage in unseren Breiten kann nur als komplexe erfolgen, wobei von Säkularisierung, Verlust, Wiederkehr, Wandel, Individualisierung und Pluralisierung zugleich zu reden ist. Zweifelsohne ist die Welt, verglichen mit dem Mittelalter, weltlicher geworden. Dennoch wird die in der klassischen Säkularisierungsthese behauptete stetige Abnahme von Religion und des Religiösen im Zuge gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse der Komplexität der Phänomene nicht gerecht.

Auch wenn Enttraditionalisierung und Entinstitutionalisierung, Entkirchlichung und Kirchenaustritte festzustellen sind, hat die gesellschaftliche Entwicklung nicht das prophezeite Ende der Religion gebracht. Vielmehr entdeckt eine

zweite Aufklärung über Religion - nach der Religionskritik - individuelle und soziale religiöse Bedürfnisse bei Menschen und muß heute neu über die „Funktion“ der Religion (N. Luhmann) nachdenken: Seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts sprechen Sozialwissenschaftler von der Sinngebungs-Funktion der Religion, von ihrer Welt- bzw. Wirklichkeitserichtungs-Funktion, von ihrer integrativen Funktion und betonen ihre Fähigkeiten zur Reduktion von Komplexität und Kontingenzbewältigung (= funktionales Verständnis von Religion).

Dieses funktionale Verständnis von Religion wird dabei immer wieder so gedehnt gebraucht, daß z.B. auch Sport, Konsum, Atheismus etc. als Religion apostrophiert werden, wobei gefragt wird, ob solcher formale Begriffsgebrauch für gehaltvolles theologisches und praktisch-theologisches Arbeiten ausreicht. So kann es sich empfehlen, zwischen Religion, Weltanschauung und Sinn zu unterscheiden. Gleichwohl legt es sich in der Praxis nahe, Menschen im Sinne des funktionalen Religionsverständnisses danach zu fragen, was ihnen „heilig“ ist und ihrem Leben Sinn verleiht.

In diesem Zusammenhang ist man auf die verborgenen Gestalten von Religion und Religiosität - im Unterschied zu institutionalisierten Religionen und Kirchen oft „Säkulareligion“ oder „Säkulareligiosität“ genannt - mitten in der säkularen Wirklichkeit aufmerksam geworden: in Kunst, Literatur, Musik, Sport, Werbung, Medien, Tourismus etc. Zu erwähnen sind hier ferner Phänomene, die mit dem Begriff der „Civil Religion“ (R. N. Bellah) bzw. „Bürgerreligion“ bezeichnet werden. Darunter versteht man religiöse Bezüge, die einen Bereich unverbrüchlicher Werte und Normen absichern, der eine Gesellschaft zusammenhält und für das individuelle und gesellschaftliche Leben von Bedeutung ist. Civil Religion umfaßt in der Regel einen

Theologie für Lehrerinnen und Lehrer
Band 1

Rainer Lachmann
Gottfried Adam / Werner H. Ritter

Theologische Schlüsselbegriffe

Biblisch - systematisch -
didaktisch

Vandenhoeck & Ruprecht

WERNER H. RITTER (Hrsg.)



RELIGION UND PHANTASIE

VON DER
IMAGINATIONSKRAFT
DES GLAUBENS

VANDENHOECK & RUPRECHT

allgemeinen Gottesgedanken und bestimmte (ethische) Verhaltensweisen. Ihre Erscheinungsformen sind vielfältig: Von der Präsenz des Namens Gottes als Chiffre für einen über das Menschliche hinausgehenden Verpflichtungshorizont in Verfassungen und Gesetzen, über die Inanspruchnahme der Vorstellung vom „Segen Gottes“, Gottes Vorsehung, Vertrauen auf Gott, Glaube usw. bis zu religiösen Eidesformeln. Insgesamt:

Am Ende des 20. Jahrhunderts ist gleichzeitig von fortschreitender religiöser Indifferenz und neuer Religiosität bzw. Wiederkehr oder Wiederentdeckung von Religion zu reden. Enttäuscht von den neuzeitlichen „Gewissheiten“ 5: Fortschrittsglaube, technische Rationalität, Konsumgesellschaft, materialistisch-mechanisches Weltbild haben zahlreiche Menschen für sich Religion wiederentdeckt, so im Rekurs auf lebensfördernde und Bedürfnisorientierte Religion („Religion muß guttun und Blessuren heilen“), auf intensives religiöses Erleben („Religion muß aus dem Alltag erheben“) und Erfahrung wider alle einseitige Verkopfung und Rationalität von Religion und Alltag als erfüllende Spiritualität und Mystik (K. Rahner, D. Sölle).

Auch kommt es zu einer „Wiederkehr der Religionen“, da Islam, Hinduismus und Buddhismus ihre missionarischen Aktivitäten im amerikanischen und europäischen

Raum erheblich verstärken; ferner finden „neue religiöse Bewegungen“ unterschiedlicher Herkunft wie auch alte, archaische Religionen nicht geringen Zulauf 6. Dabei bewegt sich Religiosität in Deutschland und Europa bei allem Import und Rückgriff auf Früheres im wesentlichen immer noch auf der Basis des Christentums.

In Blick zu nehmen sind aber auch die Veränderungsgestalten des Christentums unter den Bedingungen der Moderne, die die kirchlich institutionalisierte Religion und den individuellen Glauben ausein-

andertreten lassen, ohne das Christentum einfach zu eliminieren. Freilich werden diese Veränderungsprozesse häufig allzu einseitig negativ beurteilt, nämlich ausschließlich am Maß der überkommenen kirchlichen Gestalt des Christentums. Versucht man aber die produktiven Veränderungsgestalten des Christlichen in der Gegenwart positiv zu lesen, ist der grassierende Vorwurf eines flächendeckenden Religionsverfalls falsch, denn auch unsere Zeit nimmt Religion positiv-produktiv auf.

Theologisch ist es heute auch wichtig von Menschen im Alltag gelebte Religion wahrzunehmen, bis hin zu ihren vielfältigen „profan-unscheinbaren“ Ausdrucksweisen. Dabei begegnen Religion und Religiosität am Ende des 20. Jahrhunderts weniger alltagszyklisch als vielmehr jahres- und lebenszyklisch, d.h. eher biographisch-punktuell und situativ-aktuell, sie orientieren sich weniger an Kirche und Kirchenjahr als am Leben und an der Biographie von Einzelnen und Familien. Deswegen spricht man von einer „Biographisierung“ des Religiösen. Die damit einhergehende zunehmende Individualisierung von Religion muß man nicht nur als Verlust und Diffusion, sondern kann sie auch als Chance sehen, da sie die eigene Person und Verantwortlichkeit mehr ins Spiel bringt.

Inhaltlich gesehen sind solche Religion und Religiosität eher „unbestimmt“ und schwebend, eher im Hintergrund als im Vordergrund des Alltags, überwiegend unbeachtet und privat, denn nicht mehr so sehr die verfaßten Kirchen geben dem Einzelnen Weisung und Halt, sondern die Einzelnen legen sich selbst zurecht und entscheiden, was und wie sie glauben. Die Rede ist von Auswahlmentalität und „Auswahlchristentum“ (P. M. Zulehner). Religion und Religiosität entfalten sich folglich nicht mehr so stark wie früher im vorgegebenen Kontext traditionell-kon-

ventioneller konfessioneller oder religiöser Prägung, sondern ereignen sich oft in einem langen Prozeß des Vorläufigen und der Suche. Häufig begegnen sie „nur“ noch in der Gestalt von Sehnsucht.

Im Vergleich zu Zeiten einer relativen Identität von Religion und Kirche, Konfession und Institution wie in der Nachkriegszeit erfahren Kirche, Glaube, Christentum am Ende des 20. Jahrhunderts erhebliche „Zerstreuungen“ (H.-J. Höhn, 1999) und Diffundierungen in vielfältige Erscheinungsformen, befinden sich m. a. W. in einer (generellen) „Diaspora“-Situation und mit anderen Sinnträgern und -optionen gleichsam „auf dem Markt“. Hat manifeste Kirche an Anziehungskraft verloren - „Fremde Heimat Kirche“ (EKD 1993, 1997) -, so doch nicht in gleichem Maße Religion, die nach wie vor auf Menschen ausstrahlt: oft nicht mehr in priesterlicher Gestalt daherkommend, sondern transformiert in anderen Genres und Medien (Werbung, Film, Neo-Mythen, Ästhetik) bis hin zur Sehnsucht nach subjektiver Religion als persönliche Religiosität und Spiritualität. Ist Religion so einerseits welt- und wirklichkeitshaltiger geworden und hat eine breitere Semantik und Bedeutung bekommen, so hat andererseits der Bezug zu geprägter Tradition, zu bestimmter Konfession und sichtbarer Institution nachgelassen.

Optionen

Beim Stand der Dinge muß man zum einen Religion und (traditionelle) Kirchlichkeit unterscheiden und zum anderen sie dann auch neu aufeinander beziehen. Für das Christentum heißt das: Kirche ist ein „Spezialfall von Religion“, Religion aber ist das weitere,⁷ nämlich eine (potentielle) Komponente menschlichen Daseins, die sich in vielen Lebensbezügen zeigt. Unbestreitbar müssen solche nicht leicht zu fassenden Veränderungen, wie sie etwa innerhalb und außerhalb der institutionalisierten Religion(en) lebendig sind, in Kirche

Ich glaube, es ist höchste Zeit für ein Comeback...



und Theologie Beachtung finden. Dies erscheint um so notwendiger, als gerade die freigesetzte religiöse Selbstbestimmung ohne ein tragfähiges institutionelles Gegenüber im Sinne eines „kulturellen Gedächtnisses“ auf Dauer ihre Substantialität, Kommunikations- und Traditionsfähigkeit zu verlieren droht, wie umgekehrt offiziell-institutionelle Religion zu ihrer Vitalisierung subjektive Religiosität von Menschen braucht, sich an ihr klären, stärken, profilieren und arbeiten muß.

De facto sind im Alltag infolge flächendeckend entgrenzender Entkonfessionalisierung, Pluralisierung und neuer Unübersichtlichkeit - „anything goes“ - Dinge, Verhältnisse, Personen und Identitäten „fließend“ und „beliebig“ geworden. Bei allem daraus resultierenden Freiheitszugewinn für den Einzelnen stellen der Wahlzwang und die entsprechende Relativität freilich auch eine Bedrohung dar, weil aller Individualismus sich als überfordert erfahren kann. So wichtig Autonomie - auch in Sachen Religion und Glaube - ist, auch in der Religion steht keiner dauerhaft lediglich auf sich selbst (E. Troeltsch). So könnte eine individualismus-korrektive überindividuelle „Position“ („Konfession“) hilfreich sein, wofern sie zu einer Gestaltung gemeinsamen Lebens beizutragen vermag, wie wir sie in entsprechenden Überzeugungsgemeinschaften finden; diese können Korrektiv-Mittel gegen womögliche Geschichtslosigkeit, Gedankenlosigkeit und Selbstfixiertheit subjektiver Religiosität 8 sein.

Zwar neigen nicht wenige Menschen in dieser Zeit unter dem Einfluß des gesellschaftlichen und religiösen Individualisierungsprozesses nach wie vor dazu, die Objektivierung religiöser Erfahrungen, wie sie uns in religiöser Tradition, Konfession und Institution begegnen, für problematische Fixierungen zu halten, die Menschen nicht religiös zu sich kommen und mit sich identisch sein lassen. Aber

besteht nicht gerade ein eminenter Vorzug „objektiver“ Religion und Konfession einer Glaubensgemeinschaft bzw. Kirche genau darin, daß sie die einzelnen Gläubigen entlasten, in Sachen Religion alles selbst verantworten zu müssen?

Sie bieten nämlich ihren Anhängern ein gesammeltes, erfahrungsgesättigtes Deuterereservoir und ein vielschichtiges, differenziertes Rollenangebot zum Bestehen und Gestalten des Lebens coram Deo über selbstreferentielle oder ich-fixierte Religiosität hinaus. Dies aber braucht die große Mehrzahl der Gläubigen, denn nur die wenigsten sind „religiöse Virtuosen“ (F. D. E. Schleiermacher), die keiner Anleitung und Tradition bedürfen. Konfession macht Religion konkret und ermöglicht Aufspüren des Christlichen und gemeinsames Lernen; sie hat die Qualität eines Forums und die Funktion der Anregung. Sie verleiht Sprache und Ausdruck durch Zeichen und Symbole, Gestalt und Form, sie gibt zu denken, zu schmecken und zu sehen dort, wo mir nichts - oder nichts mehr - einfällt.

Heute könnte es wieder wichtig werden, sich von überlieferter und Gestalt gewordener Religion anregen, inspirieren, bereichern und - im Fall des Falles - auch korrigieren zu lassen, wie umgekehrt überlieferte und zur Gestalt geronnene Religion zur religiösen Stilbildung heute die Impulse und Spiritualitäten religiöser Subjekte braucht. An Biographie-Nähe, Angeboten für das Selbst- und Weltverständnis,

Sinnhaftig- und Erlebnishaftigkeit, Beiläufigkeit (M. Nüchtern: „Kirche bei Gelegenheit“) werden die Kirchen kaum vorbeikommen. Aber das muß nicht plumpe Anpassung bedeuten. Vielmehr ist es wichtig, daß sie bei der Verheutigung „aggiornamento“ (II. Vatikanum) - des Glaubens die in ihrer Tradition aufbewahrten Zeichen, Bilder, Symbole und Geschichten vom Leben, von Gerechtigkeit und Frieden, von einem neuen Himmel und einer neuen Erde schöpferisch lesen und deuten können und damit zumindest allzu glatte Angebote der Erlebnis-Industrie wider den Strich bürsten. □



17. Rendtorff, „Civil Religion“. Religionstheoretische Voraussetzungen und deutungspraktische Verwendungsmöglichkeiten des Begriffs „Civil Religion“, in: G. Mertens u.a. (Hrsg.), *Markierungen der Humanität*, Paderborn u.a. 1992, 266: „Der Religionsbegriff tritt in der nachreformatorischen Neuzeit hervor, um diejenige Allgemeinheit und bleibende Verbindlichkeit des Christentums namhaft zu machen, welche unter den Bedingungen der konfessionellen Spaltung von den geschichtlichen Repräsentanten christlicher Institutionen und Doktrinen nicht mehr friedlich, d.h. konsensfähig wahrgenommen werden konnte.“

2 Menschen können durchaus areligiös leben, auch wenn sie sich damit einer wichtigen anthropologischen Wirklichkeit berauben; die prinzipielle Möglichkeit eines Verzichtes auf die religiöse Dimension im Leben kann nicht bestritten werden.

3 Vgl. in diesem Sinne P. Antes, Art. Religion 1, *Religionswissenschaftlich*, in: EKL, Bd. 3, Göttingen 1992, 1543-1545, 1544.

4 Ludwig Wittgenstein hat uns darauf aufmerksam gemacht, daß sich die Bedeutung eines Wortes aus seinem Gebrauch im Alltag ergibt; vgl. L. Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt/M. 19753, S.43.

5 Vgl. G. Küenzlen, *Der Neue Mensch. Zur säkularen Religionsgeschichte der Moderne*, München 1994, 11ff.

6 G. Schmid, *Im Dschungel der neuen Religiosität*, Stuttgart 1992

7 Vgl. C. Bizer, *Jugend und Religion*, in: *PastTheol* 81 (1992), S. 169 f.

8 Vgl. so R. Englert, *Der Religionsunterricht nach der Emigration des Glauben-Lernens. Tradition, Konfession und Institution in einem lebensweltorientierten Religionsunterricht*, in: *Katechetische Blätter* 123/1998, 4-12, 10f.

Religion und Staat in Asien

Oliver Freiburger

In der Erforschung asiatischer Religionsgeschichte ist häufig von „Staatsreligion“, „Reichsreligion“ oder „Nationalreligion“ die Rede. Welche Beziehungen von Religion und weltlicher Macht werden mit diesen Begriffen beschrieben?

Die asiatische, insbesondere die indische Religionsgeschichte bildet einen der Schwerpunkte am Bayreuther Lehrstuhl für Religionswissenschaft. Hier werden regelmäßig Einführungskurse in indischen Sprachen durchgeführt (Sanskrit, Pali, klassisches Tibetisch). In ständigen Lektüreübungen werden Dokumente altindischer Religiosität gelesen und in ihrer religionsgeschichtlichen Bedeutung diskutiert. Eine besondere Rolle spielt dabei das Sanskrit, die klassische Literatursprache Indi-

ens, in der die „heiligen Texte“ der Hindus und z.T. auch der Buddhisten verfasst sind. Auch in der Forschung bildet die indische Religionsgeschichte einen der Schwerpunkte am Lehrstuhl: die Erforschung des Ordens im frühen Buddhismus wie auch der modernen Erneuerungsbewegungen im Buddhismus und Hinduismus, welche ohne eine Kenntnis der traditionellen Überlieferung nicht zu verstehen sind.

Dr. Oliver Freiburger, Assistent an diesem Lehrstuhl, hat vor zwei Jahren gemeinsam mit Privatdozent Dr. Max Deeg (Universität Würzburg) und Dr. Christoph Kleine (Universität Marburg) in Wallenfels den Arbeitskreis Asiatische Religionsgeschichte gegründet – als Arbeitskreis der Deutschen Vereinigung für Religionsgeschichte,

dem deutschen Zweig der International Association for the History of Religions. Vom 6. bis 9. April fand nun die erste Tagung dieses Arbeitskreises zu dem Thema „Religion und Staat in Asien“ statt. In Wallenfels kamen Forscherinnen und Forscher von verschiedenen deutschen Universitäten sowie aus Schweden und der Schweiz zusammen. Der Fachhintergrund der Teilnehmer, allesamt Experten für asiatische Religionsgeschichte, war vielfältig (Religionswissenschaft, Indologie, Sinologie, Japanologie, Theologie etc.), was eine intensive interdisziplinäre Arbeit ermöglichte.

Die Teilnehmer präsentierten jeweils einen bestimmten Fall ihres eigenen Arbeitsgebietes aus Geschichte oder Gegenwart, der dann im Hinblick auf das Verhältnis von



Die romantische Außenstelle der Universität Bayreuth im Frankenwald: Wallenfels.

Religion und weltlicher Macht und die Anwendbarkeit der Begriffe „Staatsreligion“, „Reichsreligion“ und „Nationalreligion“ diskutiert wurde. Dabei ging es z.B. um die religionspolitische Konzeption des indischen Kaisers Ashoka (3. Jh. v. Chr.), die Religionskonflikte im gegenwärtigen Sri Lanka, das nationalistische Konzept des neohinduistischen Arya-Samaj im Indien des 19. Jahrhunderts, den vor-modernen Staatskonfuzianismus in Korea, den religiösen „Synkretismus“ der chinesischen Kaiserin Wu Zetian (7. Jh.) und die staatliche Rolle des japanischen Shintoismus in der Gegenwart.

Anhand der Fallbeispiele konnten allgemeine Fragen zum Thema „Religion und Staat“ diskutiert werden, die zu neuen Überlegungen führten. Im Mittelpunkt des Interesses standen das Schutz- und

Abhängigkeitsverhältnis von Staatsmacht und religiöser Institution (z.B. dem buddhistischen Orden), die religiöse Legitimierung staatlicher Macht, die Ideologie religionspolitischer Konzepte und deren soziale Umsetzung, das Verhältnis einer staatlich geförderten Religion zu Minderheitenreligionen und Volksreligiosität sowie die Spannung zwischen traditioneller Religionspolitik und modernem Säkularismus.

Die Fallbeispiele erlaubten eine historisch abgesicherte Debatte über religionswissenschaftliche Begriffs- und Theoriebildung sowie über Möglichkeiten und Grenzen der vergleichenden Forschung. Die Ergebnisse der Tagung werden in Kürze als Sammelband in der Reihe Acta Universitatis Upsaliensis veröffentlicht. □



Chinesischen Kaiserin Wu Zetian (7. Jh.)

Schmetterlinge als Modellorganismen

Konrad Fiedler

Seit 30.7.1996 arbeite ich als Professor für Populationsökologie am Lehrstuhl Tierökologie der Universität Bayreuth. Die Forschungsschwerpunkte liegen vor allem im Bereich der Verhaltens- und Populationsökologie sowie in der Biodiversitätsforschung.

Die Forschungsarbeiten beruhen überwiegend auf einer Kombination von Feldforschung im Freiland mit experimentellen Ansätzen im Labor, wobei vor allem pflanzenfressende Insekten und hier insbesondere Schmetterlinge als Modelle für vielfältige Fragestellungen dienen. Zwei derzeit aus Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft ge-

förderte Projekte befassen sich mit der Artenvielfalt tropischer Tieflandwälder (in Borneo) und Bergregenwälder (in Ecuador), wobei vor allem die Ursachen der enormen Artenvielfalt äquatorialer Wälder und die Konsequenzen des menschlichen Einflusses auf solche Ökosysteme im Hinblick auf die Tierwelt im Mittelpunkt stehen. In anderen Vorhaben werden die Lebensraumsansprüche einheimischer Insektenarten, die Funktionsweise von Raupengesellschaften in gemeinsamen Gespinnstestern, die regionale Anpassung von Insektenarten an unterschiedliche Umwelten und die Partnerwahlssysteme von Tagschmetterlingen untersucht. Gemeinsames Ziel all dieser

Ansätze ist einerseits ein vertieftes Verständnis der Evolutionsbiologie und Ökologie pflanzenfressender Insekten. Andererseits liefern diese Arbeiten wichtige Grundlagen für eine moderne Naturschutzbiologie und haben damit auch einen unmittelbaren Anwendungsbezug.

In der Lehre vertrete ich vor allem die organismische Biologie, Evolutionsforschung und freilandorientierte Ökologie. Daneben bin ich als Mitherausgeber führender Fachzeitschriften (z. B. Oecologia) tätig sowie Mitglied in zahlreichen Fachgesellschaften und Gutachtergremien (z. B. gewählter Fachgutachter für Zoologie bei der DFG).

□

Physik am Samstagvormittag

Jürgen Abel

Spektrum: Prof. Schwoerer, mit der Reihe „Physik am Samstagvormittag“ haben die Bayreuther Physiker einen neuen Weg der Ansprache der Öffentlichkeit versucht. War dieser Versuch erfolgreich?

Prof. Schwoerer: Sehr.

Spektrum: Können Sie noch einmal die Beweggründe für die Reihe schildern?

Prof. Schwoerer: Die sind vielfältig. Einerseits haben alle Wissenschaftler eine Bringschuld, das heißt sie müssen der Öffentlichkeit berichten, welche Inhalte die Forschung haben. Auf der anderen Seite, das kann ich nicht verhehlen, ist es so, daß in der gesamten Republik die Zahl der jungen Leute, das heißt die Zahl der Abiturienten, die sich für ein Studium der Naturwissenschaften oder der technischen Fächer entscheiden, ständig abnimmt. Dieses ist so, obwohl die Industrie sehr stark für diese Fächer wirbt, denn die Industrie in Deutschland ist angewiesen auf den Nachwuchs. Das gilt eben nicht nur für die Physik, sondern es gilt für die Mathematik, für die Chemie und für alle ingenieurwissenschaftlichen Fächer. Und das bedeutet eben, daß alle Fächer miteinander darauf hinweisen müssen, wie interessant das jeweilige Fach ist, und welche Inhalte es umfaßt. Bei einer solchen Gelegenheit muß auch darauf hingewiesen werden, daß wir ziemlich sicher sagen können, daß die Berufschancen für diejenigen, die heute ein Studium der Naturwissenschaften und der technischen Fächer beginnen, nach dem Abschluß ihres Studiums sehr gut sein werden. Außerdem müssen wir natürlich auch in solchen Vorträgen und Veranstaltungen schildern, daß das Studium der Naturwissenschaften und der technischen Wissenschaften kein einfaches Studium ist.

Spektrum: Wieviele Hörer kamen denn durchschnittlich zu den Beiträgen und wie setzte sich das Publikum zusammen?

Prof. Schwoerer: Soviel ich weiß waren beim allerersten Vortrag und auch beim zweiten etwa 100 oder 110 Hörer da, und von dort an ist die Hörerzahl zuerst sprunghaft und dann kontinuierlich gestiegen. Der Durchschnitt lag etwa bei 160, die maximale Hörerzahl bei weit über 200. Das war bei zwei Vorträgen der Fall.

Spektrum: Haben Sie auch neue Wege gesucht, auf die Reihe aufmerksam zu machen?

Prof. Schwoerer: Ich weiß nicht, ob der Weg neu ist, aber wir haben ein Plakat drucken lassen mit starker Unterstützung der Universität Bayreuth, die das Plakat bezahlt, verteilt und das Porto übernommen hat. Dieses Plakat wurde etwa einen Monat vor Beginn der Vortragsserie verschickt. Die Stadt Bayreuth erhielt Exemplare mit der Bitte, sie öffentlich auszuhängen. Dieselbe Bitte ging auch an den Landkreis Bayreuth, an die Industrie- und Handelskammer mit der Bitte, das Plakat an größere Betriebe zu vertreiben und dann hauptsächlich an die Gymnasien in Oberfranken und der nördlichen Oberpfalz. Der Versand an die Gymnasien ist sogar ein zweites Mal erfolgt, denn es war ziemlich schnell sichtbar, z.B. in den Bayreuther Gymnasien, daß die Plakate am Anfang, um es vorsichtig zu sagen, Liebhaber gefunden haben. Und dann hatten wir eine starke Unterstützung von der örtlichen Tageszeitung und vom Veranstaltungskalender der Stadt Bayreuth. Der Nordbayerische Kurier hat zu Beginn der Serie über sie berichtet und er hat jede Woche auf die Vorträge am kommenden Samstag hingewiesen. Das war uns sehr wertvoll.

Spektrum: Lässt sich denn im Nachhinein nachvollziehen woher die Hörer kamen?

Prof. Schwoerer: Was ich sicher weiß ist, daß viele Hörer aus Bayreuth und Umgebung kamen, aber auch, daß viele der jungen Teilnehmer also der Schüler aus den Gymnasien von den großen Städten in Oberfranken kamen, nämlich aus Coburg, Hof, Bamberg und aber auch aus dem Landkreis. Die meisten Hörer allerdings kamen wohl aus der Stadt. Dabei möchte ich bemerken, daß wir wirklich sehr überrascht waren über die treue Teilnahme von vielen vielen Zuhörern. Offensichtlich war der Samstagvormittag von 10.30 Uhr bis 12.00 Uhr ein günstiger Termin.

Spektrum: Sie haben ja auch noch was Neues gemacht, Sie haben die Reihe mit einem Phys-Quiz verbunden. Wie war die Resonanz?

Prof. Schwoerer: Die war genau wie bei den Zuhörern viel größer als ich dachte. Insgesamt haben etwa 45 Personen an dem Phys-Quiz Teilgenommen. Davon waren 28 ganz regelmäßig dabei und haben immer oder fast immer ihre Aufgabenblättchen abgegeben. Drei von ihnen haben einen Preis bekommen. Der erste Preis über 500,- DM ging an ein Mädchen, der zweite Preis war mit 250,- DM der dritte Preis mit 125,- DM dotiert. Die übrigen 25 haben ein T-Shirt bekommen, was schön bedruckt war und was sie während der Abschlußveranstaltung auch angezogen haben. Es ist vielleicht interessant zu sehen, daß die Plätze 5-9, also insgesamt 5 Schüler, aus Bamberg kamen, und die Plätze 1-3 wurden belegt von drei Schülern aus Bayreuth. Bei einer Nachfrage hat sich dann ergeben, daß die Schüler zur Lösung der Aufgaben, zu der alle Hilfsmittel erlaubt waren, eben Gruppen bzw. Mann-

schaften gebildet haben. Und deshalb wäre es vielleicht günstig, wenn wir das Phys-Quiz wiederholen es als Mannschaftswettbewerb ausschreiben. Und ich habe aus Gesprächen mit den Eltern von Schülern und auch mit den Schülern selbst den Eindruck gewonnen, daß dieses Phys-Quiz ein sportliches Motiv für die Schüler war, regelmäßig bei der Veranstaltung dabei zu sein.

Spektrum: Wenn diese Veranstaltung nun so erfolgreich war, was ist denn die Folgerung daraus? Muß man das fortsetzen, noch weitere neue Wege suchen? Läßt sich das auch auf andere Fächer übertragen?

Prof. Schwoerer: Die Physiker haben darüber bereits diskutiert und haben beschlossen, diese Veranstaltung im kommenden Wintersemester noch einmal, allerdings mit anderen Themen durchzuführen. Auf der anderen Seite werden wir aber nicht vergessen, daß es aus meiner Sicht notwendig ist, daß alle naturwissenschaftlichen Fächer eine solche Reihe veranstalten, denn das Interesse der Bevölkerung ist groß und wir würden die Bevölkerung meines Erachtens enttäuschen, wenn nicht auch die anderen Fächer eine solche Veranstaltung anbieten würden. Wir dürfen uns dabei gegenseitig keine Konkurrenz machen, sondern wir müssen uns dabei gegenseitig unterstützen. Wir sitzen alle miteinander in einem Boot. Letztlich haben wir in der Universität die Verantwortung dafür, daß der wissenschaftliche und technische Nachwuchs in unserem Land tatsächlich kontinuierlich gefördert wird; denn die Universität ist der wichtigste Beitrag des Staats zur Erhaltung und zur Weiterentwicklung unserer gesamten Kultur. Die Universität kann durch nichts ersetzt werden und ohne Studenten, das heißt ohne Nachwuchs und ohne Werbung kann eine Universität nicht existieren.



Die Physik trifft ja auf ein sehr gutes Umfeld in diesem Jahr, denn es ist das „Jahr der Physik“ ausgerufen worden mit Hilfe der Deutschen Physikalischen Gesellschaft und mit Unterstützung des Bundes. Die zentralen Veranstaltungen finden allerdings in den Ballungsgebieten wie Bonn und Berlin statt.

Spektrum: Welchen Beitrag wollen denn die Physiker noch in einem kleineren regionalen Umfeld wie Bayreuth leisten?

Prof. Schwoerer: Wir werden auf jeden Fall am 12. Oktober 2000 unsere Fortbildungsveranstaltung für die Gymnasiallehrer in Oberfranken und der nördlichen Oberpfalz durchführen. Dieses wird die 25. Lehrerfortbildungsveranstaltung sein, bei der die Physiklehrer aus den genannten Gebieten zusammenkommen, ihre Erfahrungen austauschen und dabei eben auch Vorträge anhören. Die werden von uns oder von Kollegen, die wir eingeladen haben, gehalten werden. Die Gymnasiallehrer können neues und verwertbares aus dem Fach Physik mit nach Hause nehmen. Diese Veranstaltung wird eine Festveranstaltung sein und sicher auch eine sogenannte Satelliten-Veranstaltung zum Jahr der Physik. Es handelt sich um eine Festveranstaltung insofern, als wir zwei sehr potente Redner gewonnen haben. Der erste ist Professor Harald Fritzsche von der Universität München. Er ist ein sehr bekannter Autor von populär wissenschaftli-

chen Büchern über die Grundlagen der Elementarteilchen-Physik. Der zweite sehr potente Redner ist insbesondere bei den Lehrern sehr bekannt, Professor Bürger aus Karlsruhe. Herr Bürger ist dafür bekannt geworden, daß er sehr originelle physikalische Spielzeuge und physikalische Experimente herstellt und vorführt. Unser Präsident Professor Ruppert hat mir berichtet, daß er zu der Veranstaltung „25-jähriges Jubiläum der Bayreuther Physiklehrer-Fortbildung“ die Frau Staatsministerin Monika Hohlmeier eingeladen hat. Ich würde mich natürlich außerordentlich freuen, wenn die Frau Staatsministerin eine kurze Ansprache an die Gymnasiallehrer für Physik in Oberfranken halten würde. Diese Veranstaltung wird im übrigen seit Anfang an, seit 1976, vom Kultusministerium unterstützt. Ob wir noch weitere Veranstaltungen unter dem Motto das „Jahr der Physik“ laufen lassen werden, wissen wir noch nicht. Wenn wir wie geplant die Vortragsreihe „Physik am Samstagvormittag“ im Wintersemester 2000/2001 wieder durchführen, dann werden wir auch diese unter das Motto „Physik am Samstagvormittag“ stellen. □

T-Shirts gab es für 25 Teilnehmer des Physik-Quiz - offensichtlich hatte auch Organisator Professor Schwoerer (ganz links) daran teilgenommen.

DKW 1907

AUDI 1909

HORCH 1899

WANDERER 1885



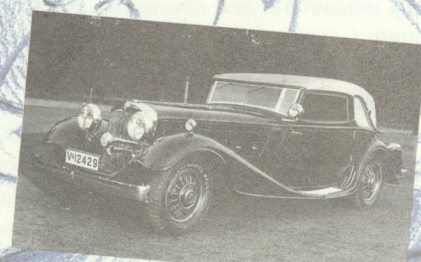
AUDI NSU



Audi



NSU TT 1968



HORCH 12 ZYL. 1927



AUDI TT COUPÉ 1998

Die Entstehung der Marke Audi ist eine sehens- und lesenswerte Geschichte. Klassiker wie Horch, DKW, Wanderer oder NSU spielten eine wichtige Rolle in der Audi Vergangenheit. Wenn Sie mehr sehen und lesen wollen: Das Audi Traditionsvideo (DM 30,-) sowie den reich bebilderten Band „Das Rad der Zeit“ (DM 29,80) können Sie beim Audi Info Service bestellen, Tel. 0 84 58/32 95 21 (jeweils inkl. Versandkosten).

**Nur wer Geschichte hat,
kann Geschichte schreiben.**